

ISSN 0259-7446
EUR 6,50

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Technik und Mensch.
Vorstellungen vom Mensch-Sein
in und durch Technologien**

**Was vom Transhumanismus übrigbleibt
Mona Singer**

**Non-Linearity and the Problem of
Formulizing "the Human"
Kevin Liggieri**

**Die Jagd auf Hawley Harvey Crippen, oder:
Die Entdeckung des Live-Moments
Wolfgang Pensold**

**Questioning the User-Researcher Dichotomy
Julia Himmelsbach, Diotima Bertel &
Manfred Tscheligi**

**Research Corner:
AutorInnen-Autorität und literarische
Tabubrüche im Holocaust-Diskurs
Katrin Kühnert**

**Herausgeberinnen:
Diotima Bertel & Julia Himmelsbach**

2/2020

Jahrgang 35

medien & zeit

Inhalt

Was vom Transhumanismus übrigbleibt Virus, Naturbeherrschung und Technikphilosophie Mona Singer.....	5
Non-Linearity and the Problem of Formulizing "the Human" Kevin Liggieri.....	20
Die Jagd auf Hawley Harvey Crippen, oder: Die Entdeckung des Live-Moments Wolfgang Pensold.....	32
Questioning the User-Researcher Dichotomy Situatdness of Knowledge and Power Structures in Research on Technology Julia Himmelsbach, Diotima Bertel & Manfred Tscheligi.....	41
Research Corner	
AutorInnen-Autorität und literarische Tabubrüche im Holocaust-Diskurs Fiktive Zeugnisliteratur aus TäterInnenperspektive als Herausforderung für die deutschsprachige Rezeption Katrin Kühnert.....	49
Rezensionen	58

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger
Verein: Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)
Währinger Straße 29, 1090 Wien
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>
© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)
Der AHK wird vom Institut für Publizistik- und Kommunikati-
onswissenschaft der Universität Wien unterstützt.

Herausgeberinnen

Diotima Bertel, Julia Himmelsbach

Redaktion Buchbesprechungen

Gaby Falböck, Thomas Ballhausen

Redaktion Research Corner

Erik Bauer, Christina Krakovsky, Thomas Ballhausen

Lektorat & Layout

Barbara Metzler, Anna Klail;

Diotima Bertel, Christina Krakovsky

Prepress & Versand

Grafikbüro Ebner, Wiengasse 6, 1140 Wien

Erscheinungsweise & Bezugsbedingungen

medien & zeit erscheint vierteljährlich gedruckt und digital

Heftbestellungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

Jahresabonnement für StudentInnen:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

sowie auf <http://www.medienundzeit.at>

Bestellung an:

medien & zeit, Währinger Straße 29, 1090 Wien
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Advisory Board

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Stefanie Averbek-Lietz** (Bremen)

Prof. Dr. **Markus Behmer** (Bamberg)

Dr. **Thomas Birkner** (Münster)

Prof. Dr. **Hans Bohrmann** (Dortmund)

Prof. Dr. **Rainer Gries** (Jena, Wien)

Univ.-Prof. Dr. **Hermann Haarmann** (Berlin)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Susanne Kinnebrock** (Augsburg)

Univ.-Prof. Dr. **Arnulf Kutsch** (Leipzig)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Maria Löblich** (Berlin)

Univ.-Prof. Dr. **Ed Mc Luskie** (Boise, Idaho)

Dr.ⁱⁿ **Corinna Lühje** (Rostock)

Prof. Dr. **Rudolf Stöber** (Bamberg)

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ **Martina Thiele** (Salzburg)

Vorstand des AHK

Dr.ⁱⁿ Gaby Falböck, Obfrau

Prof. Dr. Fritz Hausjell, Obfrau-Stv.

Dr. Christian Schwarzenegger, Obfrau-Stv.

Mag.^a Christina Krakovsky, Geschäftsführerin

Mag.^a Diotima Bertel, Geschäftsführerin-Stv.

Dr. Norbert P. Feldinger, Kassier

Dr. Erik Bauer, Kassier-Stv.

Julia Himmelsbach, Bakk.^a, Schriftführerin

Mag.^a Daniela Schmidt, Schriftführerin-Stv.

Dr. Thomas Ballhausen

Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz

Ing. M.MMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA

Mag. Bernd Semrad

Mag. Roland Steiner

ISSN 0259-7446

Editorial

“Von der Wissenschaft bis zum Alltagswissen, von der Wahrnehmung der Welt bis hin zur Erfahrung des eigenen Körpers, auf allen Ebenen sind wir nun technisch mittelbar Handelnde. [...] Technologien sind nicht nur ausschlaggebend dafür, was wir wissenschaftlich wahrnehmen können und wie wir wahrnehmen, sie bestimmen zunehmend wie wir leben, wie wir kommunizieren und uns sozial verhalten, was wir hoffen können und was wir fürchten müssen.”

(Singer 2015, 7)

Wenn wir technisch mittelbar handeln, dann sind Technologien auch als (Kommunikations-) Medium zu verstehen. Nicht nur sind Medien und Informationen zunehmend digitalisiert (Hepp 2016, 228f), nicht nur gewinnt computervermittelte bzw. digitale Kommunikation zunehmend an Verbreitung (z.B. Eurostat 2020), Ubiquität und Bedeutung, Technologien selbst werden zu Akteurinnen (z.B. Latour 2005) in gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen. Entsprechend geht die aktuelle Medien- und Kommunikationsforschung über eine trianguläre Beziehung zwischen Produktion, Text und Publikum (Couldry & Hepp 2013, 193) und einer Vorstellung linearer Effekte hinaus, hin zu einer umfassenderen Vorstellung von den Folgen der Einbettung von Medien und Kommunikationstechnologien in den Alltag (Couldry & Hepp 2013). Konzepte wie das der Mediatisierung widmen sich kritisch dem Verhältnis zwischen den Veränderungen von Medien und Kommunikation auf der einen und Veränderungen in Kultur und Gesellschaft auf der anderen Seite (Couldry & Hepp 2013). Daher muss sich die Kommunikations- und Medienwissenschaft mit Technik, Mensch-Computer-Interaktion (Strippel et al. 2018, 14f) und digitalisierter Medienkommunikation auseinandersetzen (Hepp 2016, 233). Darüber hinaus manifestieren sich in unterschiedlichen Technologien auch Menschenbilder: Für wen wurde Technologie (nicht) entwickelt, welche sozialen Gruppen werden aus welchem Anlass und welcher Motivation durch Technik und Technologie als Nutzer*innen berücksichtigt, welche Normen sind in Technologien eingeschrieben, welche Vorstellungen des Menschseins, z.B. als rationale Akteur*innen oder als emotionale Wesen, werden imaginiert und welche Folgen hat dies? Dabei müssen Facetten dessen beleuchtet werden, wie in einem

historischen und sozialen Kontext situierte Innovationen und Technologien die Vorstellung dessen, was ‚das Menschsein‘ ausmacht, beeinfluss(t)en. Denn immer wieder werden über Technologien Vorstellungen von ‚dem Menschen‘ – die nur zu kurz greifen können wenn es um die Frage geht, was ‚die Natur des Menschen‘ ausmache – verhandelt.

In dieser Ausgabe von *medien & zeit* widmen wir uns den Vorstellungen von ‚dem Menschen‘ bzw. den Menschenbildern, die über Technologien kommuniziert werden, die in Technologien eingeschrieben sind und die durch Technologien auch hinterfragt und verändert werden. Denn Menschenbilder und Technik stehen in einem komplexen Wechselverhältnis, dass nur in ihrem historischen und sozialen Kontext begriffen werden kann. Diesem Anspruch und diesen Fragen möchten wir uns mit diesem Heft widmen und sie aus unterschiedlichster (disziplinärer) Perspektive diskutieren. Technik und Technologie möchten wir dabei bewusst breit definieren.

In ihrem Beitrag *Was vom Transhumanismus übrigbleibt. Virus, Naturbeherrschung und Technikphilosophie* widmet sich Mona Singer der Idee des *Human Enhancement*, die als Ansammlung von Konzepten in der „Bewegung“ des Transhumanismus die technologischen Verbesserung „des Menschen“ zum Ziel hat, eine ‚Weiterentwicklung‘ zu einer transhumanen und schließlich posthumanen Stufe. Sie kritisiert dabei aus technikphilosophischer Perspektive dieses Konzept, mit dem eine Grenze gezogen wird, die medizinisch-technologisch zu sehen und immer gesellschaftlich im Zusammenspiel mit Gesundheitspolitik zu ziehen ist. Dies wird deutlich, wenn die Ideen von *Human Enhancement* heute zu Maßnahmen einer Gesundheitspolitik im sozialstaatlichen Rahmen werden. So bleibt von den transhumanistischen Zielen wenig bis gar nichts, wenn davon die medizinischen Ziele in sozialstaatlichen Kontexten abgezogen werden – außer Vorstellungen „liberaler Eugenik“, die neoliberal dort greifen, wo sozialstaatlich wenig ist. Im Anthropozentrismus des Transhumanismus scheitern aber auch die Naturbeherrschungsvorstellungen, wie Mona Singer am Beispiel der Coronakrise vor Augen führt: Im Transhumanismus wird die Evolution des Menschen durch Technik weitergetrieben, so die Wunschvorstel-

lung. Unter Bezugnahme auf Übertragungswege von Tieren zu Menschen und umgekehrt, aber auch am Beispiel Klimawandel, zeigt sie, dass das vermeintlich problemlose *Enhancing* oder auch *Dishancing* – in der Essenz als Modifikation – des menschlichen Körpers durch Medizin und durch ein demokratisch institutionalisiertes Gesundheitswesen überflüssig ist. Gerade die aktuelle Pandemie zeigt die Grenzen der „Bewegung“ auf und macht deutlich, dass es andere Zugänge braucht.

Kevin Liggieri beschäftigt sich in seinem Beitrag *Non-Linearity and the Problem of Formulizing „the Human“* dem für die Technikwissenschaft komplexen Problem der (Nicht-)Linearität, der Verbindung von Ordnung und Zufall, Formalisierung und Leben sowie Technik und Mensch. Unter Bezugnahme auf Entwicklungen der Technikwissenschaften zeigt er auf, wie Nutzer*innen Formalisierungsversuchen unterzogen werden, denn in dem von den Technikwissenschaften problematisieren „Human Factor“ zeigt sich die Angst vor Unberechenbarkeiten, die u.a. in Form von Leistungsschwankungen und Defiziten zum Tragen kommen. „Menschen als Regler [Human as Controller]“ werden seit den 1960er Jahren aber auch immer stärker mit nicht-linearen Verhaltensweisen zusammen gedacht. In diesem Sinne wird von der Technikwissenschaft erkannt, dass die einfache, lineare Formalisierung des Menschen in der Mensch-Maschine-Interaktion nicht mehr ausreicht – und dass die Berücksichtigung diskontinuierlicher, zeitvarianter und nicht-lineare Aspekte notwendig ist.

Einer praktischen Perspektive der Wechselwirkungen von Technologieeinsatz und der Rolle ihrer direkten und indirekten Nutzer*innen – nämlich dem Einfluss der (telegrafischen) Technik auf die Entwicklung der Presse und auf das Selbstverständnis der Zeitungsleser*innen – widmet sich Wolfgang Pensolds im Beitrag *Die Jagd auf Hawley Harvey Crippen, oder: Die Entdeckung des Live-Moments*. Dieser beschreibt anhand des ebenso fesselnden wie faszinierenden Beispiels der Berichterstattung über den mutmaßlichen Frauenmörder Hawley Harvey Crippen, wie die Rolle von Zeitungsleser*innen technologisch nachhaltig verändert wurden. So wurde durch die Ausdehnung des Telegrafennetzwerks in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zeitungen

der großen Städte der westlichen Welt globale Reichweite verschafft. Die Einführung der kabellosen Telegrafie um 1900 verlieh ihnen überdies eine nie dagewesene Aktualität. Dadurch erhielten Leser*innen eine neue, aktivere Rolle, die sich nicht mehr darauf beschränkt, nachträglich von Geschehnissen in Kenntnis gesetzt zu werden, sondern aktiv an diesen Geschehnissen teilzuhaben noch während sie sich ereigneten.

Abschließend widmen wir uns – gemeinsam mit Manfred Tscheligi – in unserem Beitrag *Questioning the User-Researcher Dichotomy: Situatedness of Knowledge and Power Structures in Research on Technology* der impliziten Hierarchie, die in der Dichotomie zwischen Forschenden und Beforschten im Bereich der Technologieforschung steckt. Anhand Donna Haraways (1988) Konzept der Situietheit von Wissen argumentieren wir für die Dekonstruktion dieser Dichotomie. Dadurch möchten wir zur erkenntnistheoretischen Diskussion im Bereich der Technologieforschung beitragen und jene Machtstrukturen und Hierarchien aufdecken, die der Nutzer*innenforschung inhärent sind und einen Reflexionsprozess auf methodologischer und erkenntnistheoretischer Ebene anregen, um eine Grundlage für die Förderung von Nutzer*inneneinbindung und partizipativer Gestaltung zu schaffen.

Mit der vorliegenden Ausgabe soll ein Beitrag dazu geleistet werden, Perspektiven auf das Zusammenspiel von Menschen- und Technologiebildern zu erweitern. Insbesondere kritische Blickwinkel, die auf theoretischen und historischen Entwicklungen fundieren und weder einer unreflektierten Technologie-Euphorie, noch einem Technikdeterminismus, Kulturpessimismus oder einer nostalgischen, rückwärts-gewandten vermeintlichen Utopie verfallen, können zu einem differenzierten Bild beitragen. Über Technologien werden Vorstellungen des Mensch-Seins kommuniziert, eingebettet in einem bestimmten historischen und gesellschaftlichen Kontext. Wir möchten mit diesem Heft dazu beitragen, diese Vorstellungen kontinuierlich kritisch zu beleuchten und aufzudecken, welche Normen über diese Menschenbilder transportiert werden.

Diotima Bertel & Julia Himmelsbach

Bibliografie

- Couldry, N., & Hepp, A. (2013). Conceptualizing Mediatization: Contexts, Traditions, Arguments. In: *Communication Theory*, 23(3), S.191–202. <https://doi.org/10.1111/comt.12019>
- Eurostat. (2020). *Individuals - internet activities*. Abgerufen von https://appsso.eurostat.ec.europa.eu/nui/show.do?query=BOOKMARK_DS-053730_QID_-BBC045B_UID_-3F171EB0&layout=TIME,C,X,0;GEO,L,Y,0;INDIC_IS,L,Z,0;UNIT,L,Z,1;IND_TYPE,L,Z,2;INDICATORS,C,Z,3;&zSelection=DS-053730INDICATORS,OBS_FLAG;DS-053730UNIT,PC_IND;DS-053730INDIC_IS,I_IUPH1;DS-053730IND_TYPE,IND_TOTAL;&rankName1=TIME_1_0_0_0&rankName2=UNIT_1_2_-1_2&rankName3=GEO_1_2_0_1&rankName4=INDICATORS_1_2_-1_2&rankName5=INDIC-IS_1_2_-1_2&rankName6=IND-TYPE_1_2_-1_2&sortC=ASC_-1_FIRST&rStp=&cStp=&rDCh=&cDCh=&rDM=true&cDM=true&footnes=false&empty=false&wai=false&time_mode=NONE&time_most_recent=false&lang=EN&cf o=%23%23%23%2C%23%23%23.%23%23%23, Zugriff am 10.07.2020
- Hepp, A. (2016). Kommunikations- und Medienwissenschaft in datengetriebenen Zeiten. In: *Publizistik*, 61(3), S. 225–246. <https://doi.org/10.1007/s11616-016-0263-y>
- Latour, B. (2005). *Reassembling the social. An introduction to actor-network-theory*. Oxford.
- Singer, M. (2015). Für eine kritische Technikphilosophie. Einleitung. In Singer, M. (Hg.), *Technik & Politik. Technikphilosophie von Benjamin und Deleuze bis Latour und Haraway*. Wien, S. 7-17.
- Strippel, C., Bock, A., Katzenbach, C., Mahrt, M., Merten, L., Nuernbergk, C., Pentzold, C., Puschmann, C. & Waldherr, A. (2018). Die Zukunft der Kommunikationswissenschaft ist schon da, sie ist nur ungleich verteilt. In: *Publizistik*, 63(1), S. 11–27. <https://doi.org/10.1007/s11616-017-0398-5>

Was vom Transhumanismus übrigbleibt

Virus, Naturbeherrschung und Technikphilosophie

Mona Singer

Institut für Philosophie, Universität Wien

Abstract

Am Anfang dieses Jahrtausends sprach Jürgen Habermas (2001) von den Transhumanisten noch als eine „Hand voll ausgeflippter Intellektueller“, deren Menschenzüchtungsphantasien „einstweilen nur zum Medienspektakel“ reichen. 2017 warnen Ethiker*innen in einem Manifest vor den großen Gefahren, die vom Transhumanismus ausgehen würden. Sie sehen ihn als mittlerweile weit verbreitete technophile Weltanschauung, die in Forschungslaboratorien und Universitäten Einzug gehalten habe, und ein Menschenbild transportiere, das „das Mensch-Sein grundsätzlich“ missverstehe.

In diesem Artikel untersuche ich den Transhumanismus technikphilosophisch und erörtere aus dieser Perspektive grundlegende Fragwürdigkeiten seiner Vorannahmen und Visionen. Der Transhumanismus proklamiert Menschenverbesserung durch Human Enhancement, hierin liegt nicht nur der politisch autoritäre Charakter dieses Ansatzes begraben, sondern hierin liegen auch technikphilosophisch seine Missverständnisse im Hinblick auf die Beherrschbarkeit der biologischen Naturhaftigkeit des Menschen.

Der Coronavirus zeigt uns aktuell, dass wir weit davon entfernt sind, „to control our body“, wie die Transhumanisten das Fortschreiten unserer Spezies mit Technik nun als dem Motor der Evolution imaginieren.

Unter dem Titel Transhumanismus versammeln sich eine Reihe von Ansätzen, deren gemeinsamer Nenner die Vision ist, *den* Menschen technologisch zu verbessern – gefasst unter dem Begriff *Human Enhancement* – und ihn auf eine höhere – zuerst *transhumane* und dann *posthumane* – Stufe zu heben. Der Transhumanismus ist philosophisch weder eine ausgefeilte noch eine einheitliche Position, gemäß dem *Oxford English Dictionary*, in welches das Wort *transhumanism* 2008 Eintrag gefunden hat, wird er schlicht definiert als „a belief that the human race can evolve beyond its current limitations, esp. by the use of science and technology.“

In diesem Artikel will ich Transhumanismus als eine, im letzten Jahrzehnt medial virulent gewordene Theorie technikphilosophisch untersuchen, seine Vorannahmen wie Visionen im Hinblick auf *better humans* diskutieren und schließlich in Zusammenhang mit dem aktuell pandemisch grassierenden Coronavirus stellen. Es geht dabei darum, wie der Transhumanismus das Verhältnis von Mensch und Technik argumentiert und sein Menschenbild im Hinblick auf Cyborgtechnologien formuliert.

Es geht hierbei weniger ethisch um die Frage, was es heißt, auf die Idee zu kommen, technologisch als „erweitert“ vorgestellte Menschen mit gesellschaftlich „besseren Menschen“ oder gar mit Weltverbesserung zu assoziieren, als darum, die Idee der Überwindung von „old humans“ technikphilosophisch zu befragen. Der Coronavirus stellt Sichtweisen um, es ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht absehbar, was vom Transhumanismus und seinen Versprechen übrig bleiben wird, nachdem gerade ein Virus die Idee von Naturbeherrschung am menschlichen Körper so radikal in Frage stellt, dass der Ausnahmezustand gesellschaftspolitisch vernünftig erscheint, um im buchstäblichen Sinne „old humans“ zu schützen. Der Virus bringt den Transhumanismus in Bedrängnis, technikphilosophisch gesehen ist er das immer schon gewesen.

„Ein Gespenst geht um, nicht nur in Europa – das Gespenst des Transhumanismus“. Seine „Priester und Auguren“ hätten bereits Forschungslaboratorien, Universitäten, globale Unternehmen und politische Instituti-

onen besetzt, so warnen 2017 in einem Artikel in der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) Medienphilosoph*innen (Franck, Spiekermann, Hampson, Ess, Hoff & Coeckelbergh 2017), die darauf hinweisen, dass der Transhumanismus den Menschen bloß dahingehend sieht, wie er technowissenschaftlich verbessert werden könne, er sich dabei durch blindes Vertrauen in wissenschaftliche Heilsversprechen auszeichne und durch eine „empathielose Verachtung derjenigen Eigenschaften, die uns als Menschen auszeichnen“. Neuerdings, d.h. im digitalen Zeitalter, würde das heißen, dass der Transhumanismus Wirklichkeit auf Information und Menschen auf Informationsobjekte reduziere. Das Manifest will „die Irrationalität transhumanistischer Ideen“ aufzeigen und auf die Gefahr hinweisen, die von ihnen ausgehe, wendet sich gegen Künstliche Intelligenz als neue Rationalität, die mit einem algorithmischen Begriff von Rationalität das Mensch-Sein einfangen und zugleich unterlaufen wolle, womit im digitalen Zeitalter der Transhumanismus das „Mensch-Sein grundsätzlich missverstehe“.

Mit dieser ethischen Kritik aber erscheint mir der Transhumanismus zum Teil technikphilosophisch gesehen missverstanden. Der Transhumanismus war von Beginn an ein Projekt der Naturbeherrschung, ein Unternehmen, das auf Cyborgtechnologien zielte und nicht auf KI und *Robots*. Er war von Beginn an auch ein eugenisches Projekt, wiewohl, wie er hervorhebt, ein Projekt „liberaler Eugenik“. Mit Cyborgtechnologien sind Technologien gemeint, die am menschlichen Körper zu Gange sind, und im Unterschied zu Robotik und KI-Forschung geht es dabei nicht um die Herstellung von künstlichen Wesen, von neuen Sklaven und intelligenten Systemen, sondern um die technische Modifizierung von menschlichen Körpern, die der Transhumanismus als Transformation von *old humans* hin zu *transhumans* vorstellt und als erreichbar sieht durch *Human Enhancement*. Die eugenische Dimension macht einen entscheidenden Unterschied, der Transhumanismus bewarb von Anfang an Technologien im Einsatz für *better humans*, ob er damit Technik und Naturbeherrschung am menschlichen Körper falsch versteht oder ethisch gesehen das „Mensch-Sein grundsätzlich missverstehe“, sind nicht dieselben Fragen der Kritik. Technikphilosophisch kann man jedenfalls nicht sagen, dass die transhuma-

nistische Idee, Menschen in ihrer biologischen Ausstattung technisch modifizieren zu wollen, das „Mensch-Sein“ missverstehen würde.

Philosophische Anstrengungen des Transhumanismus

1998 gründeten Nick Bostrom und David Pearce die *World Transhumanist Association* (WTA). Gemäß der WTA-Deklaration sei der Transhumanismus zu verstehen als „jedes auf rationalem Gebrauch von Wissenschaft, Technik, Kreativität und anderen Mitteln basierende Denk- oder Aktionsschema, das menschliche Grenzen zu überwinden sucht durch Verlängerung der maximalen Lebenserwartung, Erhöhung der Intelligenz sowie physische und psychische Verbesserung des Menschen.“ (Bostrom 2003) Das Ziel sei eine durch Wissenschaft und Technik gesteuerte Entwicklung des Menschen. Das menschliche Potential sei kaum ausgeschöpft, Wissenschaft und Technik als den Motor menschlicher Entwicklung zu verstehen, verspreche, die Naturhaftigkeit der Menschen in ihren Beschränkungen zu überwinden. Die humane biologische Ausstattung sollte nicht mehr als Schicksal, sondern als wissenschaftlich-technologische Herausforderung hin zu einer *posthuman condition* begriffen werden.

Entscheidend für die transhumanistischen Visionen ist, dass diese Mittel nun in Reichweite erscheinen. *Der Mensch* sei in der Geschichte gegenwärtig an einem entscheidenden Punkt angelangt. Aufgrund der wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten *kann* er nun zum Gestalter seiner selbst werden, er *kann* und er *soll* seine Entwicklung selbst in die Hand nehmen, um sich auf eine nächste Stufe zu heben. Wissenschaft und Fortschritt seien die leitenden Prinzipien und insofern sei der Transhumanismus nicht als anti-humanistisch zu verstehen, sondern im Gegenteil, Transhumanismus sei radikaler, denn er befördere nicht nur die traditionellen Mittel, um die menschliche Natur zu verbessern, „but also direct application of medicine and technology to overcome some of our basic biological limits“ (Bostrom 2003). Während der Humanismus auf die Verbesserung des Menschen durch Aufklärung, Erziehung, Bildung und Kultivierung zielte, plädiert der Transhumanismus dafür, die Verbesserung des Menschen mit Mitteln der Wissenschaft und Technik weiter zu treiben, das Potential des Menschen hin zu *posthumans* auszuschöpfen („We believe that humanity’s po-

tential is still mostly unrealized“; Transhumanist Declaration 2009).

Der Transhumanismus versteht sich demgemäß als die nächste Stufe des Humanismus, als eine Fortsetzung des Humanismus mit wissenschaftlich-technischen Mitteln. Er versteht sich als der *bessere Humanismus*, als der Humanismus, der nun – technologisch möglich – *an der Zeit* sei.

In diesem Sinne ist er ein Gegenspieler *posthumanistischer* Ansätze, die keinen besseren Humanismus anstreben, sondern, im Gegenteil, den Humanismus philosophisch als Anthropozentrismus kritisieren, ausgeführt von Donna Haraway in *Companion Species Manifesto* (2003) bis hin zu Bruno Latours *Terrestrisches Manifest* (2018). Latours Kernaussage wie Buchtitel *Wir sind nie modern gewesen* (1998) und Haraways Fokus auf Cyborgs als *Reinvention of Nature* (1991) haben bereits in den 1990er-Jahren vorweg das kritisiert, wodurch sich der Transhumanismus philosophisch in Szene gesetzt hat. Der Transhumanismus ist Anthropozentrismus in technologischer Höchstform, der Posthumanismus in dieser Hinsicht sein philosophischer Opponent (Singer 2015b).

Transhumanismus als Philosophie und „Bewegung“, wie es heißt (More 2013), ist um philosophische Rechtfertigung bemüht, er wollte sich zur Jahrtausendwende in den USA im ethischen Streit um die Stammzellenforschung als philosophischer Mitspieler aufrüsten und als solcher wahrgenommen werden, und er möchte von daher eine lange Geschichte des Denkens erzählen, gemäß der „wir Menschen“ immer schon auf der Spur gewesen wären, „uns“ über unsere natürlichen Bedingtheiten hinweg setzen und uns als Spezies transformieren zu wollen, und daher nun auf eine transhumane Existenz durch Tech-

nik zusteuern – wollen – sollten, wie es Bostrom in *The History of Transhumanist Thought* (2005) expliziert. Philosophiegeschichte wird dabei von Bostrom fortschrittslogisch aufbereitet. Philosophiegeschichte ist jedoch darauf hinzuweisen, dass seine Erzählung auf gewichtigen Ausblendungen, allein schon in der von Bostrom ausschließlich dafür bemühten westlichen Philosophiegeschichte beruht, nämlich von einer langen Reihe von Ansätzen, die Monismus und Kontingenz in den Vordergrund schieben und die cartesianische Unterscheidung von Geist und Körper in Frage stellen. Bostrom hingegen findet in der westlichen Philosophiegeschichte eine Reihe von transhumanistischen Meilensteinen, von Francis Bacon bis Immanuel Kant, und zitiert als solchen auch Giovanni Pico della Mirandola mit seiner christlich inspirierten Aussage in seiner Rede über die *Würde des Menschen* (1486), dass „der Mensch“ – Adam, in seiner Diktion – durch Gott ermächtigt wurde, sich über alle anderen Geschöpfe hinweg setzen zu können, also gleichsam von Gott die Lizenz zur Naturbeherrschung verliehen bekam¹ (Bostrom 2005, 2, vgl. ausführlicher Singer 2015b).

Die transhumanistischen Visionen können als eine weitere „große Erzählung“ (François Lyotard) betrachtet werden, die im 21. Jahrhundert nun den Menschen als „Held der Erkenntnis“ oder als „Held der Geschichte“ gegen den Menschen als „Held der Evolution durch Technik“ austauscht – wie es Ray Kurzweil imaginiert: Der Mensch habe nun die Evolution in die Hand genommen, was dann gelungen wäre, wenn „humans have beaten evolution“ (Kurzweil 1999). Vorgestellt wird von Transhumanisten², dass Technik die Fortsetzung der Evolution mit besseren Mittel wäre, wir sollten die menschliche Entwicklung in den Griff kriegen, indem wir

¹ Pico della Mirandola lässt den christlichen Gott sagen: „Ich stellte dich in die Mitte der Welt, damit du von dort aus alles, was ringsum ist, besser überschaust. Ich erschuf dich weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich, damit du als dein eigener, gleichsam freier, unumschränkter Baumeister dich selbst in der von dir gewählten Form aufbaust und gestaltest. Du kannst nach unten in den Tierwesen entarten; du kannst nach oben, deinem eigenen Willen folgend, im Göttlichen neu erstehen“ (Pico della Mirandola, [1486] 1983, 65f). Dass das Christentum philosophisch legitimatorisch für den Transhumanismus eine Rolle spielt, ist eine interessante philosophische Pointe, zumal Max More (2003) unterstreicht, dass Transhumanismus als Projekt der Wissenschaft, Technik und Vernunft genuin als Gegenspieler zu Religionen zu begreifen ist.

² Feministisch von Interesse ist, dass sich kaum Frauen als Transhumanistinnen deklarieren, insofern spreche ich hier also empirisch korrekt von Transhumanisten. Warum kaum Frauen und schon gar nicht Feministinnen in der Auseinandersetzung an argumentativ vorderster Front dieser Bewegung stehen, sehe ich nicht als Theoriezufall, sondern als eine feministische Frage an die Sache, und beantwortet durch ein offensichtlich genuin massives Desinteresse von feministischen Theoretikerinnen an Menschenverbesserungsideologien. Feministinnen mit dem Fokus auf sozialer Ungleichheit liegt politisch wohl nichts ferner, als mit technologischen Modifikationen von Menschen die Welt eugenisch verbessern zu wollen.

uns technologisch an die Verbesserung des Menschen machen.

Mit dem Coronavirus rücken aber nun auch gegenteilige, apokalyptische Menschheitserzählungen in den Vordergrund. Wie Laurie Penny (2020) unterstreicht³, könne man philosophisch genau so gut sagen, dass Erzählungen der Menschheitsgeschichte sich immer schon auch durch Visionen ihres Endes auszeichneten. Klar wird dabei, dass Menschheitserzählungen technikphilosophisch betrachtet untauglich sind, sie haben als große anthropologische Erzählungen immer schon unterschiedliche Geschichten und gesellschaftliche Verhältnisse ausgeblendet, und sie ignorieren das Zusammenspiel von Technik und Gesellschaft.

Cyborgtechnologien und Human Enhancement

Der Transhumanismus knüpft an die Idee des „Cyborgs“ an, spricht aber nicht von Cyborgtechnologien, sondern von *Human Enhancement*. Mit dem Begriff *Human Enhancement* lehnt er sich wissenschaftshistorisch gesehen an eugenische Ideen an und impliziert mit diesem Begriff Fortschritt, während hingegen der Begriff *Cyborgtechnologien*, in Anlehnung an Donna Haraways Analysen, nicht in den Rahmen eines Fortschrittsparadigmas einzuordnen ist.

Dass sich das technowissenschaftliche Interesse zunehmend und in einem immer systematischeren Ausmaß dem menschlichen Körper zuwandte, dieser Weg hat gemäß der Cyborg-Geschichtsschreibung (Hables, Figueroa-Sarriera & Mentor 1995; Haraway 1985) mit der Geburt des „Cyborgs“ im Kalten Krieg begonnen. Der Begriff Cyborg wurde von Manfred E. Clynes und Nathan S. Kline in einem Vortrag im Rahmen eines Symposiums der NASA, 1960, zu den psycho-physiologischen Aspekten

der Raumfahrt eingeführt. Der Neologismus Cyborg wurde vorgeschlagen, um selbst regulierende Mensch-Maschinen-Systeme zu benennen (Clynes & Kline 1995). Ausgangspunkt war die Prämisse, dass es erfolversprechender wäre, den menschlichen Körper technologisch umzubauen und ihn so an die Erfordernisse außerirdischer Umwelten (Raumschiff) anzupassen, als diese so zu gestalten, dass sie den Körperfunktionen des Menschen entgegenkämen. Aus diesen kriegstechnischen Überlegungen für die US-amerikanische Fitness im Krieg im Weltall heraus wurde dann sozusagen „zivil“ weitergedacht. Der menschliche Körper und seine Aktualität wurden im Hinblick auf die Erfolge in der Beherrschung der äußeren Natur in Frage und zur Disposition gestellt. Technik sollte in Zukunft der Motor der menschlichen Entwicklung werden und die Rolle der Evolution entgegen deren Zufälligkeit übernehmen. Nicht zuletzt deswegen, weil andernfalls, wie Clynes zehn Jahre später monierte, der menschliche Körper mit den technologischen Entwicklungen in der äußeren Naturbeherrschung nicht mehr Schritt halten könnte (Clynes 1995). Technik sollte nicht mehr nur die äußere Natur bezwingen, sondern im Zeitalter einer weithin bezwungenen äußeren Natur nun mit der Vorstellung brechen, dass der menschliche Körper sakrosankt sei und technisch nicht radikal zu verbessern wäre.

Im Kontext der Militärforschung begann also nicht nur die – politisch ambivalente – Karriere der Figur des *Cyborgs*, sondern auch die systematische Entwicklung von Technologien unter dem Terminus *Human Enhancement*.⁴ Technikphilosophisch entscheidend bleibt dabei die Vorstellung übrig, dass transhumanistisch die Anpassung der menschlichen Körper *an technisch veränderte* Umwelten als Fortschritt proklamiert wird, eine Idee aus den 1960er-Jahren, die nun, angesichts von Umweltzerstörung und

³ „The idea of imminent annihilating catastrophe has been part of the collective unconscious for as long as we've had one. From the end date of the Mayan calendar to the Epic of Gilgamesh, from the Genesis flood to the Book of Revelation, humans have been haunted by the idea of the end of everything for a very, very long time.“ (Penny 2020)

⁴ 2001 wurde von der US-National Science Foundation, dem US-Handelsministerium und unterstützt von der Militärforschung die erste *Converging Technologies for Improving Human Performance* Initiative gesetzt, die auf die Konvergenz von Nanotechnologien, Biotechnologien, Informationstechnologien und Cognitive Science (NBIC) abstellte. Die Absicht der Steigerung menschlicher

Leistungsfähigkeit, wie sie am Programm US-amerikanischer Forschungspolitik stand, machte dabei kein Hehl daraus, auf nationale Wettbewerbsfähigkeit ausgerichtet zu sein (Roco & Bainbridge 2002).

Human Enhancement stand ebenso auf der Agenda der Forschungsprogramme der EU und beschäftigt damit ist STOA (The Assessment of Scientific and Technological Policy Options for the European Parliament). Der europäische Ansatz betonte von Anfang an im Unterschied zu US-amerikanischen Strategien, dass technologische Innovationen im Verbund mit sozialen und demokratisch orientierten Interventionen zu realisieren seien.

Klimawandel, in einem reichlich anderen Licht erscheint.

Was den Transhumanismus allererst auf die philosophische Bühne gebracht hat, war, dass er die Verschiebung technowissenschaftlicher Forschungsinteressen von der äußeren Naturbeherrschung hin zur Beherrschung der menschlich biologischen Ausstattung so euphorisch begrüßte. Gegenspieler der Transhumanisten, in der philosophischen Diskussion und in der einschlägigen Literatur als „Biokonservative“ bezeichnet, haben sich formiert und sehen in diesen Technologien radikal neue Gefahren: einer liberalen Eugenik (Habermas 2001; 2008), Gefahren der Menschenzüchtung (Fukuyama 2004) oder eines Perfektionierungswahns neoliberaler Gesellschaften (Sandel 2008).⁵

Bedauernd dabei ist, dass sich Biokonservative dabei in ihrer Kritik an Cyborgtechnologien von Anfang an, das heißt seit der Diskussion um Gentechnik und insbesondere Stammzellenforschung um die Jahrtausendwende, vornehmlich auf transhumanistische Vorstellungen konzentrierten, und sie ethisch kritisierten, als ob Cyborgtechnologien ganz überraschend nun wahrgenommen werden müssten, während hingegen technikphilosophische, und das heißt politische Ansätze, wie die von Donna Haraway, die seit Mitte der 1980er-Jahre, angefangen mit ihrem *Cyborgmanifest* (1985), diese Verschiebungen gesellschaftspolitisch und in emanzipatorischer Absicht thematisierte, von beiden Seiten, Biokonservativen wie Transhumanisten, ignoriert wurden. Haraway, die als Gegenspielerin transhumanistischer Vorstellungen die Verschiebungen durch Cyborgtechnologien wissen-

schafts- und gesellschaftstheoretisch analysierte, thematisierte die Cyborgisierung politisch und hinsichtlich überkommener Denkverhältnisse bezüglich Technik und Technowissenschaften mit ihrem feministisch emanzipatorischen Cyborg-Konzept. Entscheidend ist dabei unter anderem ihre technikphilosophische Einsicht, dass eine „Natur des Menschen“ im Sinne seines Wesens, wenn sie so philosophisch definiert werden will, immer auch als eine technische zu verstehen ist, und es von daher keine philosophisch *prinzipiellen* Einwände gegen Cyborgtechnologien gäbe⁶ – aber eben Biotechnologien, wie alle neuen Technologien, missverstanden werden, wenn Technik technikdeterministisch als Selbstläufer betrachtet wird.

Technikdeterminismus

Mit Technikphilosophie ist hier ein Zugang gemeint, der neue Technologien nicht *technikdeterministisch* verhandelt, also nicht davon ausgeht, dass Technologien so kommen, als ob sie kommen müssten, sondern diese vornehmlich und immer auch politisch zu verhandeln und auf ihren gesellschaftlichen Nutzen bzw. *cui bono* hin zu befragen sind. Mit Robert L. Heilbroner gesagt gilt es, Technikdeterminismus als *Ideologie des Kapitalismus* herauszustellen, also als Ideologie, die darauf zielt, technische Entwicklungen als Fortschritt und gleichsam als Selbstläufer zu behaupten, d.h. als technisch immanente Weiterentwicklung, und sie darüber hinaus als sozialen Fortschritt anzupreisen (Heilbroner 1967). Mit Langdon Winner's technikphilosophisch einschlägigem Artikel *Do Artifacts Have Politics?* (Winner 1987) ist weiters zu

⁵ Einschlägig biokonservativ Argumentierende waren in den USA Berater im *President's Council on Bioethics*, etabliert 2001 in der Zeit der Präsidentschaft von George W. Bush, so Francis Fukuyama, Leon Kass und Michael Sandel. Transhumanisten waren hingegen von Anfang an ökonomisch im Spiel, sie waren und sind mit diesen Technologien im Geschäft, wie Ray Kurzweil als Leiter der technischen Entwicklung bei Google, Max More als Leiter des weltweit größten Kryonik-Unternehmens oder die Wissenschaftler Manfred Clynes und Nathan Kline, die eine Reihe von psychopharmakologischen Patenten halten.

⁶ Dieter Birnbacher argumentiert überzeugend, warum das Konzept einer „Natur des Menschen“ kein Stoppschild für Cyborgtechnologien sein kann. Eine solche Bestimmung scheitert alleine daran, dass die „Natur des Menschen“ dabei im dreifachen Hinsicht verstanden und in diesen Hinsichten gemeinhin vermengt wird: die Natur des Menschen als sein Wesen, die Natur des Menschen im Sinne seiner biologischen

Ausstattung und die Natur des Menschen als seine faktische Beschaffenheit im Sinne der faktischen Verhaltensweisen von Individuen (Birnbacher 2009, 222). Sich auf eine „Natur des Menschen“ bzw. auf ein „grundsätzliches Mensch-Sein“ zu verständigen, wie anfangs mit der Kritik von Medienphilosoph*innen Bezug genommen, kann kein Stoppschild gegenüber Cyborgtechnologien sein, es ist nicht aussichtsreich und muss alleine deswegen scheitern, weil wie am transhumanistischen Programm expliziert, dieses nachgerade als Argument für deren exzessive Förderung verstanden werden kann, wie sie die Transhumanisten in ihren anthropologischen Versuchen proklamieren: „der Mensch“ sei immer schon auf dieser Spur gewesen, immer schon sei Selbsttransformation auf „seinem Programm“ gestanden. Die „Natur des Menschen“ besteht für Transhumanisten also gerade in der Überwindung biologischer menschlicher Ausstattung.

fragen, inwiefern technologische Artefakte und Systeme Politik machen, und insofern Technik und Politik zusammen zu denken sind (Singer 2015a). Mit Wolfgang Deutsch ist im Anschluss an Winner das Schlafwandlerische im gängigen Technikverständnis zu problematisieren, nämlich die paradoxe Situation, dass technische Entwicklungen uns und die Welt fortlaufend und nachhaltig verändern, aber das Bedenken dieser fortlaufenden Selbsttransformierungsprozesse in einem Fortschrittsdenken aufgehoben wird (Deutsch 2015, 18). In diesem Modus der technikphilosophischen Kritik gilt es, Technowissenschaften und neue Technologien immer auch politisch zu denken – und voraus zu bedenken, d.h. Gedankenexperimente anzustellen, wohin technische Entwicklungen gehen könnten und die Forschung gehen sollte (Singer 2016). Das heißt, dass nun KI und Robotik als die gegenwärtigen Profitquellen des Hightech-Kapitalismus herauszustellen sind, sie sind es nun, die technikdeterministisch angepriesen werden, als technisch unausweichliches Fortschreiten und gleichsam als „menschlicher“ Fortschritt. Im Kontext der Corona-Krise traten technikdeterministische Argumentationen verstärkt auf und ihre Fortschrittslogik gebärdete sich als noch plausibler, obschon nachgerade gegenteilig zu argumentieren wäre, nämlich dass die Corona-Digitalisierungs-Not zeigte, dass technisches Fortschreiten kein immanentes oder gar per se fortschrittliches ist. Es erscheint leicht absurd, wie Digitalisierung vor allem für Schulen und Universitäten als unausweichlicher und endlich in Angriff zu nehmender Fortschritt angepriesen wurde, als ob die Corona-Krise den Weg für neue Technologien gleichsam wie eine List der Vernunft geebnet hätte.

Von daher halte ich es, nochmals unterstrichen, als kritisch nicht weiterführend, wenn der Transhumanismus nun darauf reduziert und gleichzeitig verallgemeinert wird, ein schlicht *technophiles* Projekt zu sein, das *jede* Art von Technologien euphorisch begrüßt. Denn das würde in den Hintergrund stellen, dass sich die Ideologie des Transhumanismus vorweg durch seine Idee aus-

zeichnete, *old humans* hin zu *transhumans* technologisch transformieren zu wollen. Es nimmt der Kritik am Transhumanismus gerade ethisch den Stachel, ihn nun auch mit Forschung zu starker KI und robotics zu identifizieren, denn er setzt auf *better humans*, auf Kryonik und Mind-uploading, auf Cyborgtechnologien in liberal eugenischem Einsatz. Und so wird auch verständlich, warum der Transhumanismus in der Person eines seiner gewichtigsten Vertreter, nämlich Nick Bostrom, sich nun als großer Gegner einer starken KI bzw. *Superintelligence* (Bostrom 2014) in Stellung bringt. In dieser Gegnerschaft kann man Anthropozentrismus und eine narzisstische Kränkung vermuten, nämlich in der Befürchtung, dass eine Superintelligenz *transhumans* entmächtigt zurücklassen würde.⁷ Das Silicon Valley als Zentrum des Hightech-Kapitalismus setzt nun auf Künstliche Intelligenz und technisch autonome Systeme, seine Futurist*innen wollen nun mit KI als neue Quelle des Profits die Welt verbessern, wie sie sagen (siehe Singularity University), und nicht mehr, wie die alten Transhumanisten, *old humans* technologisch verbessern.

Liberaler Eugenik und *better humans*

Die politischen Vorstellungen im Transhumanismus reichen von neoliberalen Konsument*innen-Visionen, dass unsere Körper nun zu Mode-Statements werden können, wie Natasha Vita-More dem Journal *WIRED* erzählt: „Our bodies will be the next fashion statement, we will design them in all sorts of interesting combinations of texture, colors, tones, and luminosity“ (Vita-More 2000); bis zu Nick Bostrom und seinem liberalen Beharren darauf, dass es keinerlei – moralischen wie rechtlichen – gesellschaftlichen Zwang zu Enhancement geben dürfe, Enhancement soll dementsprechend eine individuelle Entscheidung sein. Weiters findet sich in diesem Spektrum der Ethiker Julian Savulescu, der ethisch nachdrücklich wird, wenn er *Human Enhancement* als eine neue Form der Verbesserung der Individuen sieht, die zu bewerten wäre wie Verbesserung durch Erziehung

⁷ So lautet es im Klappentext von Bostroms Buch *Superintelligence* (2014): „The human brain has some capabilities that the brains of other animals lack. It is to these distinctive capabilities that our species owes its dominant position. If machine brains surpassed human brains in

general intelligence, then this new superintelligence could become extremely powerful – possibly beyond our control. As the fate of the gorillas now depends more on humans than on the species itself, so would the fate of humankind depend on the actions of the machine superintelligence.“

und Bildung, und er daher gentechnologische Tests und verbessernde Manipulationen am Embryo als eine moralische Pflicht der Eltern gegenüber den Nachkommen vertritt; bis hin zu James Hughes, der *Cyborg Citizenship* als eine rechtliche Gleichstellung von *old humans* und *posthumans* in einer „transhumanistischen Demokratie“ (2004) ansteuert.

Ein zentraler ethischer Vorwurf an den Transhumanismus ist, dass es sich dabei um ein eugenisches Projekt handle (vgl. dazu besonders die Kritik von Habermas 2004). Proponent*innen des Transhumanismus heben hingegen hervor, dass es sich mit ihrem Projekt keinesfalls um ein eugenisches Programm alter Sorte handle, sondern um ein neues Projekt in liberaler, demokratischer Absicht. Der eugenische Gedanke als die Grundeinstellung, dass es gelte Menschen technologisch zu verbessern – bezüglich Intelligenz, bezüglich ihrer Wahrnehmungsfähigkeiten, bezüglich ihrer emotionalen Unordnungen – um einer politisch besseren Welt willen, findet sich im Transhumanismus in den verschiedenen Ansätzen, die sie mit Vorstellungen einer *liberalen Eugenik* (Agar 1998; Van Camp 2014; Harris 2007) teilen. Eine liberale Eugenik soll sich aber grundlegend von alter Eugenik – von staatlich dirigierten Zwangsmaßnahmen und Züchtungsprogrammen – durch die Freiwilligkeit der Maßnahmen am individuellen Körper unterscheiden, wie auch durch die Freiheit der Eltern, ihre ungeborenen Kinder nach ihren Vorstellungen zu *enhancen*. Das Ziel liberaler Eugenik sei es, so der Tenor, die reproduktiven Wahlmöglichkeiten zu erhöhen, statt sie, wie in verfeimten historisch eugenischen Programmen, zu reduzieren (Agar 2004).

Die Idee von Menschenverbesserung ist jedoch immer eine autoritäre Idee gewesen. Eugenische Menschenverbesserung als Lösung für politische Probleme wurde ausgehend vom späten 19. Jahrhundert (Galton 1909) bis in die 1960er-Jahre wissenschaftlich prominent diskutiert.

So noch 1962 auf dem Ciba-Symposium *Man and His Future*, einem wissenschaftlich hochrangigen Expertentreffen inklusive sechs Nobelpreisträgern in London, bei dem der Zweite Weltkrieg nicht zuletzt so analysiert wurde, dass es an dem „schlechten Menschenmaterial“ gelegen hätte, dass es überhaupt zu diesem Krieg gekommen sei, und z.B. angesichts der atomaren Bedrohung nach dem Zweiten Weltkrieg gemäß Joshua Lederberg (Nobelpreis für Medizin 1960) das Hauptproblem wäre, dass „die meisten von uns [Wissenschaftlern] die Weltbevölkerung nicht für intelligent genug halten, als dass sie eine allgemeine Vernichtung verhindern könnte“ (zitiert nach Kegler 2002, 11). Und daher sei gemäß Hermann Muller (Nobelpreis für Medizin 1946) die Lösung eine Vergrößerung der menschlichen Intelligenz, eine genetische Züchtung von intelligenteren, besseren Menschen, es gelte daher, wissenschaftlich „einen gesunden genetischen Fortschritt einzuleiten“, genetische Checks des „Samenmaterials“ vorzunehmen und so bessere Menschen zu züchten (Muller in Kegler 2002, 10f).

Wie Lewis Mumford in seiner technikphilosophischen Auseinandersetzung *Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht* (1984) über solch „treue Knechte der Megamaschine“ schreibt, wird die Megamaschine bedient und verkörpert durch eine „militärisch-industriell-wissenschaftliche Elite“, die, wie es der Nobelpreisträger Muller formulierte, auch ohne diejenigen auskommen kann, die technologisch „nicht imstande sind, bewußt am großen Unternehmen der Menschheit teilzunehmen“, „die Minderheit, die über ihn herrscht, wird schließlich Mittel und Wege finden, ohne ihn auszukommen“. Für Mumford ist dies „also die letzte Forderung des Organisationsmenschen: das Recht, die Welt nach seinem eigenen verkümmerten Ebenbild umzugestalten“ (Mumford 1984, 657). Technologisch verbesserte Menschen würden bessere politische Verhältnisse versprechen, dieser eugenische Grundgedanke ist bei den Trans-

⁸ Bostroms Gründe *Why I want to be A Posthuman When I Grow up* (2006) sind, dass wir nicht nur in all unseren Wahrnehmungen und unserem Sinneserleben verbessert und sehr viel älter werden würden, wir würden auch kritischer und vorurteilsfreier werden und uns dann zum Beispiel nicht mehr billigem Entertainment zuwenden. Männer würden sich dann nicht mehr mit ihren Kumpanen im

Pub betrinken und sich über die letzten Fußballergebnisse unterhalten, sie würden nüchtern zu Hause sitzen, Proust oder die Zeitschrift *Nature* lesen, Saxophon spielen lernen und mit neuen Freunden sich bei Amnesty International einschreiben – „by any reasonable criteria, your life improves as you take these initial steps towards becoming posthuman“ (Bostrom 2006, 5).

humanisten jedenfalls verblieben, und ist einer der Gründe für Nick Bostrom *Why I want to be A Posthuman When I Grow up* (2006).⁸ Der zutiefst autoritäre Gestus eugenischen Denkens liegt darin, dass sich Individuen oder Gruppen als Elite verstehen, die sich berechtigt fühlen, anderen Menschen Maßnahmen nahezulegen, sich zu verbessern. Ob es entscheidend weniger autoritär wird, wenn man Enhancement auf „freiwilliger Basis“ im Sinne einer *liberalen Eugenik* vorschlägt, bleibt die zentrale politische Frage an den Transhumanismus.⁹

Technik und Gesellschaft als Koproduktion

Es ist nicht absehbar, was vom Transhumanismus nach der Corona-Pandemie übrig bleiben wird, jedenfalls denke ich, dass er danach insofern in einem neuen Licht erscheinen wird, als der Scheinwerfer wohl auf eine seiner größten Schwachstellen gerichtet sein wird, nämlich, die Einsicht in die *Koproduktion von Technik und Gesellschaft* (Singer 2013) systematisch ausgeblendet zu haben. Damit werden transhumanistische Visionen von Human Enhancement, wie sie zum Beispiel Stefan Sorgner (2018) vermittelt („Allen Transhumanisten gemein ist die Annahme, dass mit neuesten Techniken die Chancen auf ein erfülltes Leben erhöht werden“, *Der Standard*, 02.06.2018) sich ob ihrer politischen Naivität nachträglich und wohl nachhaltig disqualifizieren, und anderen Einsichten Platz machen, nämlich gesellschaftspolitisch orientierten, wie von Judith Butler, nämlich dass „Social and economic inequality will make sure that the virus discriminates“, wie sie gegenwärtig mit dem Blick auf die Situation in den USA anmerkt (Butler 2020).

⁹ Die Betonung der Selbstbestimmtheit bezüglich individueller Modifizierung kollidiert, wie Jürgen Habermas (2004) nachdrücklich herausstellt, mit Visionen, die Nachkommen gentechnologisch verbessern zu wollen, wofür sich besonders Julian Savulescu als Ethiker stark macht. Es gelte, „die genetischen Möglichkeiten zu erhöhen, die unseren Kindern ein gutes Leben ermöglichen“ (Ranisch & Savulescu 2009, 31ff). Eine moralische Pflicht der Eltern, den Kindern eine bestmögliche Ausstattung zu gewähren, wird hochgehoben, was zuvor humanistisch in Kategorien der Erziehung und Bildung definiert wurde, soll nun optimierend als medizinisch-technisches Versprechen realisiert werden: „Können wir aber die Biologie unserer Kinder positiv beeinflussen, tragen wir die Verantwortung für absehbare Folgen einer Unterlassung“ (ebd.).

¹⁰ Mit ihrem Buch *Deaths of Despair and the Future*

Ausschlaggebend für die technikphilosophische Rekonstruktion des Transhumanismus entlang der Prämisse der Koproduktion von Technik und gesellschaftlicher Verhältnisse ist, dass transhumanistische Visionen ihren Entstehungskontext in den USA haben und damit in einem gesellschaftspolitischen Zusammenhang eines Gesundheitssystems eingebettet sind, in dem die medizinisch-technischen Fortschritte nicht egalitär distribuiert werden, sondern, wie sich augenscheinlich mit dem Virus herausstellt, das Gesundheitssystem entlang der Achsen sozialer Ungleichheit ausgerichtet ist, und das heißt, dass medizinisch-technische Fortschritte entlang der Bruchlinien Klasse und *race* einer Vielzahl von US-Amerikaner*innen verschlossen bleiben. Die USA sind der Ort der Spitzenmedizin weltweit und nun gleichzeitig der politische Ort, der sich bezüglich Coronavirus, aus der Sicht von Juni 2020, statistisch einreicht mit den durchschnittlich meisten Toten der westlichen, hochtechnisierten Welt.¹⁰

Es ist daher naheliegend, dass der Transhumanismus seine technikeuphorischen Visionen um eine gesellschaftliche Situation gestrickt hat, in der, so scheint es, was andernorts sozialstaatlich realisierte, demokratisierte Medizin ist, für Transhumanisten bereits „Human Enhancement“ bedeutet, d.h. dass Transhumanisten das, was in Kontexten sozialstaatlicher Verhältnisse ein demokratisches Gesundheitssystem ausmacht, nämlich Gesundheitspolitik, Gesundheitsvorsorge und damit Lebensverlängerung, sie an diesem spezifischen politischen Ort zu einem transhumanistischen Programm stilisieren. Mit dem Coronavirus wird nun klar, dass Transhumanisten aus spezifischen gesellschaftlichen Kontexten heraus gesprochen haben,

of Capitalism (2020) stellten Anne Case und der Nobelpreisträger Angus Deaton – vor dem Coronavirus – die Gründe heraus, warum in den USA gegenwärtig die Lebenserwartung nicht steigt, sondern sinkt. In einem der reichsten Länder der Welt, in dem eine allgemeine Sozialversicherung und Gesundheitsversorgung seit Jahren politisch scheitert, und in dem zum gegenwärtigen Zeitpunkt in etwa 27 Millionen Menschen keine Krankenversicherung haben und durch medizinische Behandlungskosten jährlich Hunderttausende Menschen in den Bankrott getrieben werden, erscheint es politisch absurd, wenn gerade in diesem Kontext situierte Transhumanisten davon sprechen, dass die Zukunft als eine transhumane mit dem Versprechen von höherer Lebenserwartung durch neue Technologien zu visionieren sei.

nichtsdestotrotz aber den Anspruch erheben, mit ihren Visionen von *transhumans* über *den Menschen* zu sprechen. In diesem Sinne sehe ich den Transhumanismus als kein akutes, vor sozialstaatlich europäischen Hintergründen zu betrachtendes Problem, wie es, eingangs erwähnt, Medienphilosoph*innen sehen, vielmehr sehe ich hierzulande die Gefahr der Kritik darin, sich am Transhumanismus als verortete Ideologie gesellschaftlich ortlos aufzuhängen und in der Folge mit diesem Fokus, gerade Cyborgtechnologien politisch undifferenziert hinblicklich ihres gesellschaftlichen Kontexts zu verhandeln. Das „Gespenst des Transhumanismus“ geht so gesehen vornehmlich nicht in Europa um (Franck, Spiekermann, Hampson, Ess, Hoff & Coeckelbergh 2017), wohl aber sind technikdeterministische Vorstellungen das Problem.

Eine Gesellschaft wie die US-amerikanische krankt offensichtlich daran, gesundheitspolitisch unsolidarisch zu sein, und es politisch nicht zu Stande zu bringen, eine demokratisierte Gesundheitsvorsorge und -versorgung zu schaffen. Der Transhumanist James Hughes sieht jedoch demokratische Verhältnisse als unerlässliche Bedingung für den Einsatz von Cyborgtechnologien („technology and democracy complement one another, ensuring that safe technology is generally accessible and democratically accountable“; Hughes 2004, 3). Seine Idee geht dahin, dass *Human Enhancement* die Ungleichheiten in der individuellen biologischen Ausstattung ausgleichen und so für mehr Gleichheit sorgen könnte. Dieses Argument, dass wir biologisch unterschiedlich ausgestattet sind – die einen werden alt, die anderen sterben jung, die einen sind gesund, die anderen werden bereits krank geboren, und warum sollte man sich mit dieser Ungleichheit abfinden angesichts von medizinisch-technischen Möglichkeiten, sie auszugleichen? – wäre wohl eines der gewichtigsten Argumente des Transhumanismus in demokratischer Absicht – aber die Frage ist, wozu bräuchte man dazu den Transhumanismus?

Human Enhancement und Medizin

Technikphilosophisch gesehen ist weiters der Transhumanismus fragwürdig, weil er die Grenze zwischen Vorstellungen von *Human Enhancement* und der Medizin als die Grenze zwischen Heilung und Vorsorge einerseits und der Erweiterung von „old humans“ zu *transhumans*

andererseits medizinisch-technikgeschichtlich gesehen *willkürlich* zieht. Willkürlich deswegen, weil er so argumentiert, als ob Humanmedizin nun verstärkt im Verbund mit neuen Technologien neues Terrain betreten würde und daher, als ob Medizin *nicht immer schon die Gegenspielerin der Evolution gewesen wäre*. Der Transhumanismus argumentiert, als ob erst er uns darauf aufmerksam machen müsste, dass neue Technologien und daher neue Möglichkeiten nun im Spiel sind, und die Medizin diese nützen sollte, als ob Medizin nicht immer schon auch ein technisches Unternehmen gewesen wäre, um mit neuen Technologien das zu tun, wozu sie seit jeher als Wissenschaft und Kunst angetreten ist, nämlich Menschen zu heilen, zu reparieren und deren Leben zu verlängern. Willkürlich wird wissenschaftshistorisch gesehen die Grenze gezogen, als ob erst transhumanistische Ideen uns die Medizin als nunmehr technowissenschaftliches Unternehmen nahebringen müssten – als ob vorher der menschliche Körper im Terminus von „old humans“ gleichsam medizinisch technikfrei der Evolution und den darwinistischen Kriterien des Lebens und Überlebens überlassen worden wäre.

Der Begriff *Human Enhancement* ist technikphilosophisch gesehen ein höchst fragwürdiges Konzept, mit ihm wird eine Grenze gezogen, die aber medizinisch-technologisch zu sehen ist und immer gesellschaftlich im Zusammenspiel mit Gesundheitspolitik zu ziehen ist. Was gestern als *Human Enhancement* bezeichnet wurde, kann heute zur Maßnahme einer Gesundheitspolitik im sozialstaatlichen Rahmen werden. Was also bleibt von transhumanistischen Zielen, wenn man davon medizinische Ziele in sozialstaatlichen Kontexten abzieht? Was bleibt vom Transhumanismus als Philosophie, die Medizin und neue Technologien cyborgtechnologisch anleiten will in Richtung *Human Enhancement*? Ich würde sagen, was davon bleibt, ist wenig bis nichts. Außer eben Vorstellungen liberaler Eugenik, die neoliberal dort greifen, wo sozialstaatlich wenig ist.

Medizin im Verbund mit Technik ist ein Unternehmen, das mit Wissenschaft und neuen Technologien darwinistischen Gesetzen im Humanen entgegenwirkt. Technik im Blick auf Humanmedizin so zu sehen, Technik und Gesellschaft als Koproduktion zu verstehen, bedeutet einen entscheidenden Unterschied im Hinblick auf die Ideen des Transhumanismus. Dieser müsste herausstellen können, was er leisten könnte, wozu

er philosophisch antritt, nämlich demgemäß, was er „evolutionär“ über die medizinische Disziplin hinaus versprechen will, denn „Evolution“ mit dem Motor Technik ist sein Programm.

Evolution und Zoonosen

Der Transhumanismus mit seinen Visionen hat das Problem, höchst fragwürdig zu sein in seiner unausgesprochenen Idee, den menschlichen Körper als Maschine zu verstehen, als immer reparierbare und zu erweiternde Maschine. Philosophisch wird immer wieder die Neuzeit mit der Hegemonie der Idee des Anthropozentrismus gleichgesetzt, die nicht zuletzt fundiert sei in der christlichen Unterscheidung zwischen Mensch und Tier, wie erwähnt mit Pico della Mirandola, und philosophisch formuliert und weiter getragen durch René Descartes. Aber auch hieran kann der Transhumanismus nicht anknüpfen mit seiner Idee, dass der Mensch in seiner Körperlichkeit als zu verbessernde Maschine zu verstehen sei. Denn der Transhumanismus versteht philosophiegeschichtlich nicht, dass von Descartes ebenso wie von seinem zeitgenössischen Gegenspieler bezüglich der Geist-Körper Unterscheidung, nämlich Julien Offray La Mettrie, der Körper nicht zuletzt als „göttliche Maschine“ gedacht wurde (Sutter 1998). Den Menschen als göttliche Maschine zu verstehen, heißt einmal, dass der Mensch als Produkt sich nicht selbst in seiner Gemachtheit reproduzieren kann, weil nämlich Gott gleichsam als der Superingenieur verstanden wurde. Ersetzen wir nun Gott naturwissenschaftlich aufgeklärt durch die Evolution, dann wird es philosophisch sicherlich nicht argumentativ einfacher für transhumanistische Vorstellungen des Verständnisses von menschlichen Körpern und deren Machbarkeit. Es wird vielmehr noch viel komplizierter. Denn gehen wir mit der Evolutionstheorie einher, dann ist Ray Kurzweils transhumanistische Vision von „humans have beaten evolution“ als wissenschaftliche Aussage unhaltbar („The evolution of technology has been a continuation of the evolutionary process that gave rise to us – the technology-creating species – in the first place“, Kurzweil 1999, 3).

Technik als Fortsetzung bzw. neuen Motor der

Evolution zu verstehen, ist technikphilosophisch eine nicht haltbare Annahme, denn Evolution ist als ein Zusammenspiel zu betrachten, als Welt, die dadurch funktioniert, so im Zusammenspiel *geworden* zu sein. Der transhumanistisch lose Gebrauch des Begriffs Evolution, wie bei Kurzweil in Verwendung¹¹, ist wissenschaftstheoretisch nicht akzeptabel; er verwendet den evolutionstheoretischen Begriff fortschrittslogisch inkorrekt und theoretisch inflationär, und er verwischt damit transhumanistisch visionäre Unstimmigkeiten. Wie Andrew Askland (2011) herausstellt, suggerieren Kurzweil und andere Transhumanisten mit ihrem Einsatz des Begriffs „Evolution“, dass die Evolutionstheorie die theoretischen Voraussetzungen bereitstellen würde, für Evolution nun durch Technik fortschrittslogisch legitimiert zu argumentieren, mit einem teleologischen Hintergrund, den aber die Evolutionstheorie nicht bereitstellt. Die These der Fortsetzung der Evolution durch Technik scheint, so Friedrich Rapp, vielmehr eine anthropozentristische Idee zu sein, die die Kränkungen, die das *animal rationale* „im Zuge des Wissenschaftsfortschritts hat hinnehmen müssen“, zu überwinden sucht (Rapp 1981, 147). Evolutionstheorie wird also teleologisch missverstanden, wenn Transhumanisten den Zusammenhang von Evolution und Technik umbiegen zur Weiterentwicklung des Menschen durch Technik als Fortschrittsgeschichte.

Naturbeherrschungsvorstellungen in diesem transhumanistischen Imaginären aber scheitern, und das nicht erst mit dem Coronavirus als quasi-evolutionäre Überraschung, die als Zoonose keine ist. Als Zoonose benennt die WHO Infektionskrankheiten, die zwischen Tier und Mensch – in beide Richtungen – übertragen werden können, und der Erreger Sars-CoV-2 ist nur einer davon, der in diesem Fall vom Tier auf den Menschen übersprang (Johnson, Hitchens, Pandit, Rushmore, Evans, Young & Doyle 2020). Die Evolution nun mit dem Motor Wissenschaft und Technik transhumanistisch geleitet zu verstehen, insinuiert, als ob die „Evolution des Menschen durch Technik“ gleichsam *ohne* Tiere – und der Mensch nicht selbst als

¹¹ „The evolution of biological life and the evolution of technology have both followed the same pattern: they take a long time to get going, but advances build on one another, and progress erupts at an increasingly furious pace. We are

entering that explosive part of the technological evolution curve right now“ (Kurzweil 1999, 2).

Tier verstanden – in evolutionär gewordener natürlicher Umwelt gedacht werden könnte. Das transhumanistische Versprechen, Krankheiten auszurotten, müsste demnach im Fall des Coronavirus auch heißen, Zoonosen verhindern zu können, was aber nicht der Fall sein kann, denn man müsste dann, übertrieben gesagt, aber logisch gesehen, sämtliche Tiere, die Überträger sein könnten, ausrotten – oder man versteht den Menschen mehr als ein Tier, das mit Tieren anders umgehen muss, um das zu verhindern. Dann wären wir bei dem Klimawandel als Herausforderung für Wissenschaft, Technik und Politik, und die Frage ist dann im Falle von Zoonosen, warum sie heutzutage als so bedrohlich für „old humans“ stattfinden. Damit kommen wir an den Punkt, dass die Frage der Beherrschung der äußeren Natur durch Technik und die Einsichten in die Situation der Menschen als biologische und demnach sterbliche Wesen nun mit dem Virus und dem Klimawandel gerade den Transhumanismus technologisch in Verruf bringen könnten.

Denn der Transhumanismus ist philosophisch gesehen ein Anthropozentrismus der besonderen Art, er strebt nach einer *posthuman condition* – und dabei trifft ihn nun der Corona-Virus wie eine Zecke, die vom Baum der wissenschaftlichen Erkenntnis auf die Körper der Ingenieure fällt.

Transhumanismus und nicht zuletzt der Klimawandel

Die transhumanistische Idee vom Körper als Maschine, der problemlos zu *enhancen* wäre, widerspricht einerseits den Bedingungen der Möglichkeiten der Medizin, und davon ist nicht zuletzt evolutionstheoretisch auszugehen. Die Medizin als ärztliche Kunst und Wissenschaft ist, wie gesagt, andererseits aber auch als Gegenspielerin der Evolution zu verstehen. Medizin ist der Eingriff von Wissenschaft und Technik in biologische Bedingtheiten der Menschen, und vor allem zu sehen ist, praktiziert am individuellen Körper. Die Medizin ist von daher

als Praxis kein Unternehmen, das den Transhumanismus als Idee von *dem Menschen* als zu verbessernder unterstützt. Einen Menschen zu enhance, wäre evolutionstheoretisch gesehen nur sinnvoll, wenn sich dieser auch durch Reproduktionserfolg bewährt, aber auch technologisch hoch aufgerüstete Transhumanisten werden das nicht bewerkstelligen, sofern sie ihre durch *Human Enhancement* erworbenen Modifizierungen nicht weitergeben können.¹² Denn evolutionär erfolgreich wäre man darwinistisch gesehen nur durch Reproduktionserfolg, aber so spielt sich Erfolg im Humanen nicht ab, Technik widerspricht insofern der Evolution, und Medizin ist cyborgtechnologisch die leitende Wissenschaft. Medizin als Kunst und Wissenschaft ist der Modus, der Transhumanismus als Ideologie überflüssig macht in gesellschaftlichen Kontexten, die Gesundheit demokratisch als ein hohes Gut institutionalisiert haben.

Im Sinne der transhumanistischen Idee, dass „der Mensch die Evolution durch Technik“ übernehmen soll, liefert nun der Philosoph S. Matthew Liao von der New York University¹³ mit seinen Kolleg*innen Anders Sandberg und Rebecca Roache, beide akademisch ansässig am von Nick Bostrom an der Oxford University gegründeten *Future of Humanity Institute*, philosophisch, wie sie es sehen, einen produktiven Beitrag zu Strategien gegen den Klimawandel. Sie schlagen vor, Menschen nicht nur zu *enhancen*, sondern sozusagen nun auch zu *disenhancen*. Sie wollen beim Menschen als „den größten Treiber des Klimawandels“ ansetzen, und dementsprechend die Menschen technologisch so verändern, dass sie weniger Ressourcen verbrauchen, um damit die Erderwärmung einzudämmen. Liao hat mit seinen Kolleg*innen vier große Lösungsansätze als Gadgets parat: Menschen sollen technologisch so modifiziert werden, dass sie gegen rotes Fleisch allergisch werden, darüber hinaus sollen sie, gentechnisch modifiziert, kleiner werden, und intelligenter und altruistischer werden durch „pharmacological enhancement of altruism and empathy“.

¹² In ihrem Artikel *Transhumanism Is Tempting – Until You Remember Inspector Gadget* stellt Rose Eveleth (2019) comichaft heraus, dass die Idee von *body-as-machine* so fragwürdig ist wie das gesamte transhumanistische Programm. Inspector Gadget ist eine technophile Fantasie, die in diesem Comic immer wieder scheitert, allen Enhancements zum Trotz scheint er wie ein Schweizermesser durch die Welt zu stolpern. Er betrachtet die Welt wie Daten, die in ihn hineinscheinen,

und er begreift nichts, was darüber hinausgehen könnte. Der mit allerlei Gadgets erweiterte Regierungsbeamte hat eigentlich nur Erfolg, weil seine kleine Nische und deren Hund ihm aus der Patsche helfen, in die er sich selbst dauernd bringt.

¹³ Wie er jüngst in einem Interview mit *Der Standard* berichten durfte (Somavilla 21.02.2020).

Besonderen Fokus legen die Transhumanisten auf Frauen und die Geburtenrate: indem wir als Frauen gebildeter werden, würden wir uns hoffentlich nicht mehr so ungebremst vermehren („In fact, there seems to be a link between cognition itself and lower birth-rates“), und sie empfehlen daher *Cognitive Enhancement* für Frauen als Strategie gegen den Klimawandel.

Liao, Sandberg und Roache werden dabei, wie alle Transhumanisten im liberalen Modus, dabei nicht müde, die Freiwilligkeit aller etwaigen Eingriffe zu betonen – *liberale Eugenik* –, das heißt sich aus freien Stücken nun zu Human Engineering im Sinne von Strategien gegen den Klimawandel zu entscheiden.

Ihre Vorstellungen beinhalten in Karikatur alles, was den Transhumanismus als autoritäre Ideologie auszeichnet.

Andrew Sandbergs „long term solution“¹², nämlich auf eine post-biologische humane Existenz hinzuarbeiten, erscheint in diesem transhumanistischen Denkmodus folgerichtig, aber unter anderem demokratisch so attraktiv wie eine Existenz am Mars.

Technikphilosophisch gesehen bleibt mit dem Coronavirus vom Transhumanismus als wissenschaftlich fundiertes Unternehmen wenig übrig. Der Coronavirus zeigt, dass der Mensch bei aller Technik auch Tier ist. Wie Hegel sagte, ist der Mensch Tier, aber in dem er weiß, dass er es ist, ist er es auch nicht mehr. Technikphilosophisch heißt das, dass er das aber nur in dem Ausmaß weiß, als er darum weiß, immer auch biologisches Wesen zu sein – und das verdeutlicht uns der Klimawandel.

¹⁴ „At least in the US, women with low cognitive ability are more likely to have children before the age of 18 year [...] So, another possible human engineering solution is to use cognition enhancements to achieve lower birth rates. Like education, there are many other, more compelling reasons to improve cognition, but the fertility effect may be desirable as a means of tackling climate change. Even if the direct cognitive effect on fertility is minor, cognition enhancements may help increase the ability of people to educate themselves, [...] which would then affect fertility, and indirectly climate change“ (Liao, Sanders & Roache 2012).

¹⁵ Wie es Andrew Sandberg in seinem Blog euphorisch formuliert: „My favourite long-term solution is simply to aim for not just a post-industrial civilization but a post-biological one. We can currently roughly foresee how we could go about it. We would fixate our brains (presumably when near biological death), scan them in detail, reconstruct the functional structure and recreate it as software. The successor version would then go on living in virtual reality, with occasional visits to the physical world using a robot, android or just remote controlled human body.“ (Sandberg 2009).

Bibliografie

- Askland, A. (2011). „The Misnomer of Transhumanism as Directed Evolution“. In: *International Journal of Emerging Technologies and Society*, 9 (1), S. 71-78.
- Birnbacher, D. (2009). Wieweit lassen sich moralische Normen mit der „Natur des Menschen“ begründen? In: Weiß, M. G. (Hg.), *Bios und Zoë – Die menschliche Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit*. Frankfurt am Main, S. 219-239.
- Bostrom, N. (2005). „A History of Transhumanist Thought“. In: *Journal of Evolution and Technology*, 14. Abgerufen von <http://www.jetpress.org/volume14/bostrom.html>, Zugriff am 16.07.2020.
- Bostrom, N. (2003). „Transhumanist Values“. In: *World Transhumanist Association*, Abgerufen von <http://www.transhumanism.org/index.php/WTA/more/transhumanist-values>, Zugriff am 16.07.2020.
- Bostrom, N. (2008). Why I Want to be a Posthuman When I Grow Up. In: Gordijn, B. & Chadwick, R. (Hg.), *Medical Enhancement and Posthumanity*. New York, S. 107-137. Abgerufen von <http://www.nickbostrom.com/posthuman.pdf>, Zugriff am 16.07.2020.
- Bostrom, N. (2014). *Superintelligence: Paths, Dangers, Strategies*. Oxford.
- Butler, J. (30.03.2020). Capitalism has its limits. In: *Verso blog*. Abgerufen von <https://www.versobooks.com/blogs/4603-capitalism-has-its-limits>, Zugriff am 16.07.2020.
- Clynes, M., Kline, N. (1995). Cyborgs and Space (1960). In: Hables Gray, Ch., Figueroa-Sarriera, H. & Mentor, S. (Hg.), *The Cyborg Handbook*. New York, S. 29-33.
- Clynes, M. (1995). Cyborg II: Sentic Space Travel (1970). In: Hables Gray, Ch., Figueroa-Sarriera, H. & Mentor, S. (Hg.), *The Cyborg Handbook*. New York, S. 35-42.
- Deutsch, W. (2015). Die politische Dimension des technologischen Somnambulismus. Technikphilosophische Skizzen im Anschluss an Langdon Winner. In: Singer, M. (Hg.), *Technik & Politik. Technikphilosophie von Benjamin und Deleuze bis Latour und Haraway*. Wien, S. 18-40
- Eveleth, R. (27.05.2019). Transhumanism Is Tempting – Until You Remember Inspector Gadget. In: *WIRED*, o.S.
- Franck, G., Spiekermann, S., Hampson, P., Ess, Ch. M., Hoff, J. & Coeckelbergh, M. (19.06.2017). Wider den Transhumanismus. In: *Neue Zürcher Zeitung*. Abgerufen von <https://www.nzz.ch/meinung/kommentare/die-gefaehrliche-utopie-der-selbstoptimierung-wider-den-transhumanismus-ld.1301315>, Zugriff am 16.07.2020.
- Fukuyama, F. (2014). *Das Ende des Menschen*. München.
- Fukuyama, F. (2004). Transhumanism. In: *Foreign Policy*, 144, S. 42-43.
- Galton, F. (1883). *Inquiries into Human Faculty and its Development*. New York.
- Habermas, J. (2005). *Die Zukunft der menschlichen Natur. Auf dem Weg zu einer liberalen Eugenik?* Frankfurt am Main.
- Habermas, J. (2008). Vorwort zu Michael Sandel: *Plädoyer gegen die Perfektion. Im Zeitalter der genetischen Technik*. Berlin, S. 7-16
- Hables Gray, Ch., Figueroa-Sarriera, H. & Mentor, S. (1995) (Hg.), *The Cyborg Handbook*. New York.
- Haraway, D. (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main.
- Haraway, D. (2003). *The Companion Species Manifesto: Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago.
- Harris, J. (2007). *Enhancing Evolution. The Ethical Case for Making Better People*. Princeton.
- Heilbroner, R. L. (1967). Do Machines Make History? In: *Technology and Culture*, 8, S. 335-345.
- Hughes, J. (2004). *Citizen Cyborg: Why Democratic Societies Must Respond to the Redesigned Human of the Future*. Cambridge MA.
- Johnson, C. K., Hitchens, P. L., Pandit, P. S., Rushmore, J., Evans, T. S., Young C. C. W. & Doyle, M. M. (08.04.2020). *Proceedings of the Royal Society, Global shifts in mammalian population trends reveal key predictors of virus spillover risk*. <https://doi.org/10.1098/rspb.2019.2736>
- Kurzweil, R. (1999). The Coming Merging of Mind and Machine. In: *Scientific American*, Sept. 1999. Abgerufen von <https://www.scientificamerican.com/article/merging-of-mind-and-machine>, Zugriff am 16.07.2020.
- Latour, B. (2018). *Das terrestrische Manifest*. Frankfurt am Main.

- Latour, B. (2008). *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main.
- Liao, M. S., Sandberg, A. & Roache, R. (2012). „Human Engineering and Climate Change“. In: *Ethics, Policy & Environment*, 15 (2), S. 206-221 <https://doi.org/10.1080/21550085.2012.685574>
- Loh, J. (2018). *Transhumanismus und Posthumanismus zur Einführung*. Hamburg.
- More, M. & Vita-More, N. (2013) (Hg.). *The Transhumanist Reader*. Malden, Oxford & New York.
- More, M. (2013). The Philosophy of Transhumanism. In: More, M. & Vita-More, N. (Hg.), *The Transhumanist Reader: Classical and Contemporary Essays on the Science, Technology, and Philosophy of the Human Future*. Malden, Oxford & New York, S. 3-17.
- Penny, L. (2020). This Is Not the Apocalypse You Were Looking For. In: *Wired*, 30.3.2020. Abgerufen von <https://www.wired.com/story/coronavirus-apocalypse-myths>, Zugriff am 16.07.2020.
- Ranisch, R. & Savulescu, J. (2009). Ethik und Enhancement. In: Knoepffler, N. & Savulescu, J. (Hg.), *Der neue Mensch? Enhancement und Genetik*. Freiburg, München, S. 21-52
- Rapp, F. (1981). Technik als Fortsetzung der Evolution? In: Rapp, F. (Hg.), *Naturverständnis und Naturbeherrschung*. München, S. 145-160.
- Roco, M. C. & Bainbridge, W. S. (2002). *Converging Technologies for Improving Human Performance. Nanotechnology, Biotechnology, Information Technology, and Cognitive Science, NSF and DOC-sponsored Report*. Arlington, Virginia.
- Sandberg, A. (2009). *A *really* green and sustainable humanity*. Abgerufen von http://www.aleph.se/andart/archives/2009/03/a_really_green_and_sustainable_humanity.html, Zugriff am 16.07.2020.
- Sandel, M. J. (2008). *Plädoyer gegen die Perfektion. Im Zeitalter der genetischen Technik*. Berlin.
- Savulescu, J. & Bostrom, N. (2009) (Hg.). *Human Enhancement*. New York.
- Singer, M. (2003). Wir sind immer mittendrin: Technik und Gesellschaft als Koproduktion. In: Graumann, S. & Schneider, I. (Hg.), *Verkörperte Technik – Entkörperte Frau. Biopolitik und Geschlecht*. Frankfurt am Main, S. 110-124.
- Singer, M. (2015a) (Hg.). *Technik & Politik: Technikphilosophie von Benjamin und Deleuze bis Latour und Haraway*. Wien.
- Singer, M. (2015b). Und was sagt Eva? Warum die Feministin keine Transhumanistin sein will, Posthumanistin dagegen schon. In: *Wespennest. zeitschrift für brauchbare texte und bilder*, 169, S. 50-54.
- Singer, M. (2016). Technikzukunft. In: *philosophie.ch. Swiss Portal for Philosophy*, 9. Abgerufen von <https://www.philosophie.ch/philosophie/highlights/zukunft/technikzukunft>, Zugriff am 16.07.2020.
- Sommervilla, F. (21.02.2020). Human Engineering. Katzenaugen und Fleischallergie für den Klimaschutz. In: *Der Standard*. Abgerufen von <https://www.derstandard.at/story/2000114816890/human-engineering-katzenaugen-fleischallergie-klimaschutz-geoengineering>, Zugriff am 16.07.2020.
- Sorgner, S. im Interview mit Raimund Lang (26.09.2018). Transhumanist Sorgner: „Erfülltes Leben durch neue Technologien“. In: *Der Standard*. Abgerufen von <https://www.derstandard.de/story/2000088059066/transhumanist-mensch-ist-nicht-krone-der-schoepfung>, Zugriff am 16.07.2020.
- Sutter, A. (1988). *Göttliche Maschinen. Die Automaten für Lebendiges bei Descartes, Leibniz, La Mettrie und Kant*. Frankfurt am Main.
- Transhumanist Declaration (2009). Abgerufen von <http://humanityplus.org/philosophy/transhumanist-declaration>, Zugriff am 16.07.2020.
- Van Camp, N. (2014). How Liberal is a Liberal Eugenics? In: *Humana.Mente Journal of Philosophical Studies*, 26, S. 223-238.
- Vita-More, N. (2000). Don't Die, Stay Pretty: Introducing the Ultrahuman Makeover. In: *Wired*, 8 (1), S. 6.
- Winner, L. (1987). Do Artifacts have Politics? In: Winner, L. (Hg.), *The Whale and the Reactor: A Search for Limits in an Age of High Technology*. Chicago, S. 19-39.

Mona SINGER,

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, ist ao. Professorin am Institut für Philosophie der Universität Wien, ihre Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind Technikphilosophie, Feministische Epistemologie und Wissenschaftstheorie, sowie Kulturphilosophie und Rassismusforschung

Aktuelle Publikation:

Singer, M. (2018). Man kann sich nur als das wehren, als was man angegriffen ist“. Zur Debatte um Identitätspolitik und politische Korrektheit. In: *Jahrbuch für Pädagogik*, 1, S. 87-100, <https://www.ingentaconnect.com/content/plg/jfp/2020/00002018/00000001/art00006>

Non-Linearity and the Problem of Formulizing “the Human”

Kevin Liggieri

Lehrstuhl für Technikgeschichte, Technischen Universität Darmstadt

Abstract

This paper will productively question the problem of non-linearity. This is a highly complex issue in technical science because of the difficulties it raises in its calculations. It concerns the connection between order and coincidence, formalisation and life, technology and human. The problem of linear and especially non-linear control systems appears as an anthropological problem in this context. Anthropology and the concept of the *human being* becomes a concrete problem with regard to the unpredictability of non-linearity. Thus, since the 1960s, the “human as controller” was increasingly thought together with non-linear behaviour in control engineering. In this sense, technical science recognizes that the simple formalization of human beings in human-machine interaction is no longer sufficient. The technical sciences thus problematize the human factor, concentrating the fear of unpredictability in performance fluctuations and deficits. Many researchers in the technical sciences saw that the discontinuous, time-variant and non-linear problem factor of the ‘human’ needed a new and individual treatment. Their question was: How can we deal with this new, untidy human model? How can we try to adapt humans and models to each other? How much of human behaviour can be technically formalized? Does technology thereby generate a notion of the human as orderly and rationally functioning?

The Problem of Formulizing “the Human”

Traditional attempts to describe technology – as a method to utilise or exploit knowledge from the natural sciences or the composition of a device – no longer quite fit with the way we use technology today. Despite all the projected scenarios of human downfall and a perennial pessimism about the pitfalls of technology, the use of technology is no longer a problem in daily life in a wide range of users and technologies. We feel comfortable using our mobile phones, smart TVs and laptops; we scroll, tap, press or stroke them. We have an ever-closer relationship with technology – and quite often an emotional one (Heßler, Gall, Hitzer, Kalmbach, Schmidt & Spahn 2019). Modern technology shapes us in socio-cultural, private and public contexts, to a large extent through its user-friendly design. Our interactions with technology work precisely because we cannot take a neutral stance towards it (Bødker 2006; Aydin, González Woge & Verbeek 2019).

But how did we actually get to the point where we have a ‘touchy-feely’ attitude towards something that is actually intensely alien to humans? How can a living (psycho-physical) organism, often described as irreducible to the mechanistic, interact with technical devices? How can an accident-prone, relatively unpredictable *human being* interact with a rational, formalised machine? The problem of an overly simplistic separation of “human” and “machine” already becomes clear here. Unpredictable human beings make machines but machines are usually only described in terms of rationality and complexity. Are humans and machines equally complex? Or is the talk of complexity an attempt to control something problematic? An attempt to describe and establish a characteristic that eludes language? Human-machine-interaction is not as easy as it looks or feels.

The interaction between humans and technology is relational. A twofold reading of interaction is central here. First, it means concretely and technically mediated. This concerns, among other things, the design of

the possibilities of intervention (Turner 2005). Second, ontologically, as the mutual influence of or interaction between humans and machines (Hubig 2019). This mutual influence especially should be understood in terms of a relational model. The *relata* (human and machine/technology) receive their entity (definition, determination) only in the relation. It is in this sense that the theoretician of science Karan Barad can speak of “intra-action” instead of just “interaction” (Barad 2003).

The classical “interaction” presupposes humans and machines as fixed entities that complement each other but remain substantially unchanged. However, the concept of intra-action aims to show precisely how these entities only come into being through different material negotiation processes and arrangements. The boundaries are neither completely abolished (posthuman monism), nor rigid (anthropocentric dualism). Rather, it is a matter of a processual reconfiguration of the “human” and “technology” that occurs over and over again (Heßler & Liggieri 2020). This fundamental relativity of human and technology inevitably abandons posthumanist reveries as well as essentialist determinations of “the human” or technology. It is rather a matter of the concrete (systematic and historical) analysis of a negotiation process between the “human” and “technology”. How could the “human factor” with its vitality, its contingency, its unpredictability and its typical disturbances (vigilance, drops in performance, etc.) be integrated into technical systems?

My analysis intends to concretize the collective singular “technology”, a term that philosophers frequently used in a very abstract fashion. The “technology” I will discuss is the technology of control engineers and it concerns technical systems like control loops. But what does the model of “human being” have to do with this? The technical-scientific thought of the 20th century assigned an important place to the unpredictable idiosyncrasies of human beings in the development of technological systems. The “human being” was classified under the heading of “non-linear systems”. In the middle of the 20th century, anthropology and the image of “the human” became concrete in the problem of non-linearity. This is the conceptualization phase of a specific technical-anthropological way of thinking that was formative for contemporary human-technological relationships. This concept, central to the 20th century, was

supposed to enable a specific way of accessing anthropological knowledge. It attempted to formulize the non-linear and thus to re-integrate the “human factor” into the technical system. However, bringing such integration about first meant recognizing rather than “demonizing” “the human” as an unpredictable entity. If one wants to turn the complex model of “human being” into a completely legible signal, a perfectly integrated part of the technical system (including a control loop), then the human factor must be modified, adapted, that means “mathematized” and “formulized”. Such technical ways of thinking set out to solve human beings as though they were formulae. They tried to formulize the living so as to allow it to be efficiently used. The desire that becomes apparent here still remains determinative of human-machine relationships up to today. But the discourses on non-linearity are more complex. In the following, I will not provide a traditional, cultural-pessimistic history of life’s “quantification” and “mathematization” but instead I will show how “the human” as a living disruptive factor was an incentive for the development of a differentiated theory of non-linearity. Surprisingly, human beings as a point of friction were more conducive to than obstructive of research. It was through confronting this disruptive factor face on that better results, new paradigms and more appropriate interfaces had to be and could be found. The concept of non-linearity introduced a specific kind of unpredictability with which one can only deal iteratively. Such research no longer strove for total foresight. In this way, the “human factor” was no longer understood as chaotic but instead as complex and integrated into the system. This paradigm shift also inevitably changed the view of “the human” and “machine”. They were no longer taken as fixed entities that interact with each other. Instead, they negotiate their status iteratively ever anew. By virtue of their very differences, “the human” and “the machine” do not overlap but approximate one another. The *human being* as concrete embodied resistance was thus not just a problem but also a chance to take a new approach to the technological.

This article will therefore investigate the highly complex problem in the engineering of a non-linearity that is hard to predict. This problem concerns order and accident, formalization and life, “the technical” and “the human”. I will thereby show how, in the 20th century, technology was humanised both from an epistemological

and practical perspective, or to put it another way, how it was integrated into human society and how “the human” went from “factor” to “actor” (Bannon 1991). This development is central to our contemporary use of technology because it blurs the boundaries and reduces the distance between human and machine thus making technology practically invisible to us.

Linear and Non-Linear Systems

The problem of a linear and especially non-linear controlling route seems at a first glance to be a purely technical or mathematical problem. This way of thinking grasps the “dynamic behaviour” of a closed control loop through a system of simultaneous differential equations. Because of its homogeneity and superposition, a linear control is still capable of being represented in a simple fashion (at least for mathematicians) by using a linear differential equation with “constant real coefficients” (Merz & Jaschek [1985] 2003, 73).¹

A system is linear when all effects are “strictly proportional” to their causes (Tustin 1953, 178).² In a control loop, linearity means that doubling or tripling the input course also *unambiguously* triggers a doubling or tripling of the deflection course (here “unambiguously” means: input and output signals are both equally attributable when disturbances like hysteresis, friction or slackness are ignored) (Oppelt 1960 [1953], 30; Oldenbourg & Sartorius 1949 [1944], 17). The multiplicity factor is equal in the input and output signal. The law of superposition holds for linear control components. That means that several signals can be added to one signal in the transfer path without interfering with each other. The individual components add up in a linear system.³

If the coefficients are constant and time-

independent, then the entire system is time-invariable (Merz & Jaschek 2003 [1985], 73). These linear, closed systems are “delightfully simple to understand” and “very easy” to calculate with “exact mathematical relations”, as the influential British engineer and professor of engineering sciences at the University of Birmingham and Imperial College London Arnold Tustin remarked (Tustin 1953, 178). As we will later see, Tustin is important especially for his control-technical methods for describing human behaviour.

However, practice typically shows (Nowacki 1960, 47) that when a calculation becomes complex in the form of non-linear control loops, this creates problems. Here “complex” means “laborious” to “practically impossible”. Linear theory is no longer applicable in these circumstances (Tustin 1953, 179).⁴ “Unwanted properties of the system” such as friction as the “by-product in the design of the controller” or even “properties deliberately introduced to improve the control procedure” produce non-linearities in the control system (Oppelt 1960 [1953], 493; Naslin 1968, 23). Although control engineers “neglected” the problems of non-linearity (friction, slackness) in 1944 (Oldenbourg & Sartorius 1949 [1944], 6), an ever-increasing mechanization from the 1960s onwards meant that they increasingly encountered such difficulties (Stanculescu 1962, 551). It slowly dawned on these engineers that this new problem contained an explosive power. It could change the perspective on “the human” and the technological, it could put old problems in a new light. Consequently, it could even enable the development of a wholly different relation between “the human” and the “machine”.⁵

It is difficult to calculate the parameters and influences under consideration as well as those

¹ Homogeneity here means that a specific input magnitude produces an equivalent output magnitude. Input and output are multiplied by the same factor and are thus unambiguously correlated. Superposition means that the amount of input magnitude also generates the amount of the output magnitude. My thanks for the translation goes to Aengus Daly.

² In this sense, resistance would be a linear element since the current that passes through a resistance is proportional to the voltage expressed by it. A non-linear element would be an electron tube or a rectifier.

³ For a more precise mathematical and physical calculation of this problem, which will not be treated here, see Oppelt 1960 [1953], 30.

⁴ On the practical problems of control loops, see Oldenbourg & Sartorius (1951 [1944]), Oppelt (1954).

⁵ On this “negligence” of non-linear phenomena, see Schmidlein 1963, 487. It was long assumed, particularly in pilot-aircraft control loops, that control loops were not interconnected and that human beings could control several processes simultaneously. For a selection of the literature from 1955-1970 on this, see amongst others McDonald (1955), Loeb (1954), Hahn (1956), Oldenburger (1957), Matuschka (1957), Stahl (1962), Kammüller (1963), Fuchs (1962). For a broader historical overview, see Oppelt (1972, 551-553).

invisible parameters and influences of a controller. For this reason, the problem was for a long time solved either by simply “tacit[ly]” omitting non-linearity or by attempting to linearize non-linear processes (Tustin 1953, 178). This created a distance from the problem that was supposed to be described through the original differential equation. Hence, a rigorous linearization could not be the aim here. Rather, one must confront the problem of non-linear processes through approximation. For a problem that withdraws from attempts at universal calculation becomes apparent in non-linear processes. This is because, in contrast to closed linear theories, there is no closed theory of non-linear control. Only in very rare cases, non-linear differential equations can be solved by analysis. Reducing non-linearity by way of an idealization and an approximation to the linear may well make a solution possible but it does not do justice to the real problem.

The problem lies in concrete practice in the case of servomechanisms. Optimization falls when arbitrary input and disruptive functions are not sufficiently known or cannot be calculated at all (Sartorius 1953, 78).⁶ This makes the notion of a universal methodological solution problematic. For this reason, control engineers often use an individual iterative solution in practical application. This works as a “usable approximation” for optimal control (Häussler & Rekasius 1964, 291). However, this changes the perspective on solvability and the formulization thereby changes. It does not achieve a total solvability but makes a detour, with much resistance and repetitions (including experiments), that only leads *close* to the goal. The abstract formula must approach and

approximate concrete life. When the idea of unpredictability and complexity enters into the calculation, it is thereby not merely recognized but rather *acknowledged*.

Why take a mathematical view of the problem of non-linearity? The reason for this is that the formula not only represents the chaotic living being but it also expands the problem from mathematical-physical to anthropological discourse.

Human as a Controller

In 1944, Arnold Tustin described the behaviour of human beings as electronic operators or controllers in interacting with a technical system with control-technical methods that are the “nearest” to the linear (Tustin 1947, 190).⁷ This ‘almost’ linear lawfulness in the description of human behaviour makes the knowledgeable *human being* seem like a kind of problem-free component in the control loop and one that is attributed little influence in simple tasks.⁸ We can see a special concept of “a human being” in this linear model: it can take up stochastic, stationary visual input information in a problem-free fashion.⁹

Research in aeronautical engineering (i.e. in control of an aircraft and the investigation of human reactions) became increasingly important and efficacious in the 1950s. Precisely the aforementioned image of the human operator guided this research. Right up until the 1960s, Tustin’s dynamic model of “the human” as the “nearest” linear controller had the leading role (Gaines 1969, 340-342). However, since increasingly complex and technically highly

⁶ The founder of cybernetics, Norbert Wiener, also sees the big problem in non-linear systems for his science. He therefore tries to introduce statistical methods for calculating probabilities into a theory of Servomechanisms, wherein “an unambiguous quality criterion [could be] defined through the mean square deviation [for] arbitrary disturbance functions, precisely as in the case of causal disturbance functions” (ibid., as also in Wiener 1949). Nowacki specifies further methods: the phase plane method that, however, is only applicable for non-linear equations up to the 2nd order. The graphic methods are, according to Nowacki, simple, but do have a “universal validity”. For Nowacki, only three methods seem to be meaningful ways to solve non-linearity: the descriptive function, the Laplace transformation and the application of differential equations (Nowacki 1960, 47). However, according to Häussler and Rekasius, in many results and solutions one cannot make an inference “to universally applicable methods” from non-linear controls (Häussler & Rekasius 1964, 291).

⁷ On Tustin, see Bennett (1993, 133-136). On Tustin’s cybernetic orientation as well as his transference of control-technical thinking to economic theory, see Tanner (2008, 401).

⁸ When the person is unskilled, he is defined as an inconstant controller/operator who cannot stabilize a control route (for example in an aircraft in the event of disturbances) (Marienfeld 1970, 35-36). The assumption that someone is “trained” thus makes calculations and the experiments simpler. Hence a linear model of the human being is for the most part assumed in the control of quasi-stationary processes (Schweizer 1970, 160).

⁹ Tustin understands linear systems as “a set of interacting variables such that a variation of any one variable causes variation of one or more of the others, and in which the principle of superposition applies” (Tustin 1947, 130).

developed machines (especially in the extreme manifestations of air and space travel) overtaxed people's performance capacity and ability to take in information, it quickly became apparent that the traditional linear transfer model could no longer adequately describe the interaction between humans and technological systems (Marienfeld 1970, 19; Hahn 1956). Tustin's model could meaningfully describe behaviour in a conventional 1930s aircraft: because movements therein were slow, the pilot was still able to deal with different flight conditions using a simple stabilization system without any problems. However, highly technical aircraft (supersonic or vertical take-off aircraft) have totally different dynamic properties (speed, lack of inherent stability). This means they also required different control-technical methods (Kreil & Schweizer 1968, 49). Critical flight phases overtax the pilots, who must interact quickly and safely with the instrument panel and the external environment. This rapidly changing technology necessitated a rethinking of the linear model of "the human".¹⁰ Control engineers sought appropriate models in science, industry and the military because the old paradigm could no longer be productively applied to these new circumstances. A linear pilot model that worked with constant parameters could no longer explain human behaviour (which is also always influenced by practice and experience) under complex, strenuous circumstances nor could it explain human interactions with multivariable controls (*ibid.*, 50). The linear model could not grasp complex human characteristics that are subject to inter/intra-individual change. Such factors include long-term behaviour (tiredness/exhaustion, learning processes, the rhythm of breaks from work, the daily rhythm, etc.), motivation, environmental influences (temperature, pressure, vibrations, oxygen deficiency in the aircraft), measurement magnitude control, changes in control strategy. Multiple control, which is the rule in biological systems (amongst other things), has, as the name already suggests, not just *one* but several control magnitudes that should be held at the target value (e.g., air conditioning: temperature and humidity; electricity generator: frequency, voltage and delivery capacity; or in biological

systems: heartbeat, body temperature and respiration). Consequently, an installation also has several control loops that are interlinked through cross-connections. They are all related to each other through these interconnections. The system is thus extremely complex (Oppelt 1960 [1953], 478-492).

"The human controller" is thereby a control system including feedback and it is embedded in a control loop (external machine). However, this connection is extremely complex and cannot be unambiguously mathematized because of the emergence of non-linear factors.

1960s control technology increasingly spoke "the human as a controller" while considering it together with the aforementioned non-linear behavioural patterns. This made its model of "the human" more complex and less reductionist than the linear model.

"Man reached his limits as an adaptive-control device when machines became too fast, too powerful. The human controller can still adapt, and he can learn, but now control systems must be adapted to him, too. Man as a controller is nonlinear, error-prone, a multiple-input-sampling device, an unusually complex computer. Unlike machines, man is motivated and people are different. A number of mathematical models can be fitted to human-operator data, but only a quasi-linear model has been extensively tested."

(Muckler & Obermayer 1964, 56-66 quoted in: Ronco 1966, 770)

It became increasingly clear (on the mathematical level too) that human performance is not totally predictable. Complexity increases when humans are part of the system.

According to Kreil and Schweizer (1968), the "quasi-linear transfer model of the human" is therefore considered together with a model of "the human" that has "stochastic time-variable coefficients" and accordingly can "suddenly" develop instabilities (Kreil & Schweizer 1968, 49).¹¹ "The human" as a problem factor receives its mathematical framework: it is a non-linear stochastic magnitude. The framing of a non-linear theory allows complexity to be reduced. However, the concept of non-linearity is fragile, for it designates and problematizes the limits

¹⁰ The extent to which this linear model of a rational, calculable human being is an inheritance of the Enlightenment can only be hinted at here.

¹¹ Kreil and Schweizer use pilots as test subjects here who are most exposed to external and internal extremes.

of what is capable of being mathematized. Non-linearity does attempt to establish formalizability on the theoretical level. However, it cannot do so in practice. “The human being” as a complex, psychophysical is still taken as resistance along with its parameters such as unpredictability, discontinuity, a time variability and irrationality/chaos. This anthropological resistance necessitates a rethinking. One reason for this unpredictability is that “the human” as collective singular does not exist as a formalizable concept. In the 1950s and 1960s, this model of “the human” (as a controlling and transferring component) thus not only seemed to fit better with traditional arguments from the humanities (holistic psychology, humanistic and anthropocentric philosophy, see Liggieri 2020b) but also to provide better solutions to problems arising from (control-)technical questions. These solutions could not be provided by either the partially speculative holistic theories or the linear mathematical approaches. The complex “human” becomes a brand. Two birds are killed with one stone – and all without “the human being” having to be described cybernetically as a predictable machine (Heßler 2015, 128). The concepts of non-linearity thus create something that cybernetics as well as philosophical-anthropological, existential approaches could not handle: The anthropocentric place of “the human being” can be brought together with concretization. However, this technical-mathematical concretization of anthropological categories is only efficient, because they take humans seriously as *humans* (i.e. as risk and opportunity). If one wants to place humans in the technical control loop, then this can only work when one acknowledges that they will never completely fit in there. Research must engage with ‘dirty’ solutions.

The “technical-anthropological” question becomes increasingly central in this context. This is the question of the sequence in which human beings take up and can take up information in stressful situations and how this information must be presented (including interface design) so as to allow it to be taken in a quick and efficient fashion.¹² The dynamic system to be controlled

thus has to be adjusted to the characteristics of the individual human being. Just as the non-linear theories must adjust to “the human” as resistance, the technical design must adapt as well (Liggieri 2019). This means, first, developing a transfer model with one canal for models with stochastic time-variable parameters. Such models can explain test results better than conventional models. The traditional model takes human reaction time (“dead-time”) as well as the time-constant of their muscle reactions to be constant. They also adapt the degree of intensification and the delay time constant to the control route.

In the first investigations following this model, it became apparent that the linear approach could not adequately describe these processes. This is because when we are dealing with human steering movements (output signals), elements also repeatedly emerge that were not contained in the pool of the information received (input signals). Control behaviour consists of variable (delay, rate and intensification factors) and unchangeable (neuromuscular delay, dead time) magnitudes.¹³ “The human being” as a dynamic non-linear black box thus produces signals that do not solely originate from the input signals. Dynamic non-linear signals, like human beings, have, among other things, very diverse memory elements. This means that the output magnitude is accordingly not only determined by the immediate input magnitude. It also depends on various partly unknown variables (Schweizer 1970, 163).¹⁴ “The human being” is productive and surprising in the truest sense of the word because of these “independent additive sources of noise” (Kreil & Schweizer 1968, 50). These additional human-made noise signals are especially significant for they co-influence the overall behaviours of the system (for example a pilot-aircraft system). And when we include time-variable intensification factors, this yields another model of the calculation. Consequently, the control loop can never become unstable in the models of “the human” with constant coefficients through a change in the noise signal, but the time-variable control loop can very well become unstable through large changes in the coefficients (ibid., 52).¹⁵

¹² That Schweizer and Stopfkuchen speak here of “anthropotechnical tasks” is not insignificant, as this concept only entered the engineering context in the 1960s and became central precisely with reference to the user-friendly design of technology (Schweizer & Stopfkuchen 1969, for a general overview of this topic, see Liggieri 2020a).

¹³ Tustin’s model contains elements that were later published under the heading of “quasi-linear” controller-human-model (Tustin 1947, 143-151).

¹⁴ On the pre-history of dynamic systems, see Holmes (2007).

¹⁵ For the exact experiments with different pilots in the manual control of a suspension frame, see ibid., 52-54.

“For it is well-known”, Kreil and Schweizer say in reference to the research consensus in 1968,

“that human-machine systems can suddenly become unstable, although under many conditions a problem-free operation is possible, [and] this speaks qualitatively for the validity of the new pilot model.”

(Kreil & Schweizer, 1968, 52)

Hence from the 1960s onwards, concrete, technical design in aerospace research increasingly incorporates this new, non-linear notion of “the human controller”. Hubertus Schmidlein’s article *Über den Wissensstand auf dem Forschungsgebiet ‘Regler Mensch’* [*On the State of Knowledge of Research domain ‘Human controller’*], which he had published in the *Jahrbuch der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luft- und Raumfahrt* [*Yearbook of the Scientific Society for Air and Space Travel*] (1963) in the section “Flugmedizin, Anthropotechnik [Flight Medicine and Anthropotechnics]”, shows in an impressive fashion how widely the term “human controller” was disseminated (Schmidlein 1963). Schmidlein mentions that humans can be overwhelmed in modern (including vertical take-off) aircraft when they have no flight control system to provide help. However, the autopilot must be adapted to the performance requirements of the human controller (ibid., 484). There are many and varied areas in the research domain ‘human controller’. In aeronautics research, this topic had to be considered in an interdisciplinary fashion.

This new pilot model, which is based on a human non-linearity, is more complex and also more difficult to calculate. Research in the 1960s thus retained abstract control-technical block diagrams but cybernetic models were also used to describe “the human being”. These now take into view the complexity and the problems regarding the calculability of the human factor. They clearly show the tension between unpredictability and the will to formalization (Hagner 2006).

Schmidlein shows that these formulas and variables become concrete relatively quickly when it is a matter of input signals and forms that the human controller simultaneously perceives through different channels (optically through

a display unit; physically through their sense of balance through position and acceleration; acoustically through sounds) (Schmidlein 1963, 486; for control-technical views of a connection between brain and apparatus, see Borck 2005, 287-289). It quickly became clear in aeronautics praxis that there can be ‘no one best way’ to describe or predict and calculate with regard to the human controller. There are too many different and unknown magnitudes at play. As Schmidlein puts in a dig at Taylorism (clockwork; cog) and cybernetics (computer; wiring), because the new model of “the human being” is not “cog-nized” or “hardwired”, its behaviour can never be completely linear (Schmidlein 1963, 486). As in the mathematical calculations in non-linear, stochastic equations, Kreil and Schweizer clearly state that here too a “universal model for the dynamic human behaviour in arbitrary tasks [...] can never be developed” (Kreil & Schweizer 1968, 56). The only thing that seemed possible to the researchers in the face of these practical restrictions was once again: approximation, iteration – in other words, the limitation of the complexity. The behaviour of the human controller can indeed be described (and thus rendered predictable) in quasi-linear fashion for a specific range of input magnitudes. However, it exhibits critical characteristics like discontinuity (inconstant observation of input magnitudes, decisions), time-variances (learning processes, vigilance, changes in motivation, distraction) as well as non-linearity (inconstant output magnitudes) (Marienfeld 1970, 22ff).¹⁶ In the middle of the 20th century, what praxis had long since intuited became apparent in theory: specific components of human behaviour simply cannot be mathematized because they depend on input signals and information “the human being” receives through technical media and on how “the human being” individually reacts to these (information processing).

Conclusion: The Chaotic Order

The problem concerning non-linearity was taken up by technical science and even this was subject to attempts at linearization so as to order and to further ‘get a grip on it’. Technical systems right up to today and the above described control-

¹⁶ The situation is made more difficult by the fact that human beings form different control loop types (including

non-interconnected and interconnected) with the aircraft in different situations (Schmidlein 1963, 486).

technical methods and analyses are concerned with attempting to integrate stochastic ‘chaotic’ elements.¹⁷ “Chaos”, just like non-linearity, is a concept in the theory of dynamic systems that designates long term unforeseeable behaviour.¹⁸ There are historically important connections of this to the problem of “chaos” in the then-contemporary research. Theories about chaos, although known at the beginning of the 20th century, became influential in technical research from the 1960s onwards.¹⁹ As Plail points out, already in 1963 the US American mathematician Edward P. Lorenz, who became one of the “classics” of chaos theory in the 1980s, proved deterministic chaos in dissipative systems (Plail 2004, 789). Although chaotic behaviour in this sense was known before the 1960s, the emergence of chaos was mostly passed over or ignored as an “ancillary phenomenon” or simply described as epiphenomenal “white noise” (ibid., 790). “No one is interested in ‘dirty solutions’” (ibid.). When one wants to observe controllable and serviceable systems and use them efficiently, then one must either fade out or reduce the complexity of non-linear systems (like humans). However, chaos is no longer a problem in the theory of non-linearity because it can be translated into complexity. Thus, technical thinking can deal with chaos. Although theory-laden, the formulations and requirements of control technics are both more practical and more pragmatic than cybernetics. On the one hand, control technics clearly exhibits cybernetic ways of thinking in the techno-scientific framework. On the other hand, it is more cautious and even critical about the possibility of a complete overlap between the human and the machine. The conferences and problems of the 1940s-1950s and the 1960s clearly show that the problem of biological control, of “thinking machines” and supercomputers was virulent. Control technics noticed and took these problems up. These ‘radical’ cybernetic visions would, however, never be simply adopted (Mittelstaedt 1956). However, control technics did adopt the attempt to rescue the orderly, rationally functioning image of the human from chaos. It also adopted

the idea of gaining control over “the human factor” and integrating it into the technical control loop. For example, cybernetic model analysis presupposes a “rationally acting” human being who does not exhibit any “anomalies” from “expected normal behaviour” (Stachowiak 1969, 3). Thinking is thereby understood as merely the mastery of logical-mathematical tasks (Borck 2005, 294). In human-machine interactions, formalization and computation are still a technology of control. As Krämer points out, this has to do with an idea of the abstraction of “life”.

“There is an assumption that is widespread not only in everyday understanding but also in science’s understanding of itself: the combination of numerical computability and the formalization of semiotic operations results in a process of the highest level of abstraction.”
(Krämer 2014, 346)

Therefore, all “figurative or sensual attributes” should be eliminated in formal procedures (as we saw in linear systems). We had seen that the methods of dealing with non-linearity can be interpreted as the “elimination of imagination and intuition” (ibid.) or better as the integration of such human characteristics.

Formalization has joined forces with capitalization and non-linearity. Current technologies are of course still based on a certain kind of formalization and order. But they shrewdly sell some kinds of “chaos” and “non-linearity” as human creativity. Non-adaptability and uniqueness become an important aspect of users’ self-description (from Apple to Instagram). Being against uniformity also means being against linearity, predictability and measurability. Large technology companies understand how to market the idea of “human” as a special form of life, as a unique being: “And you’ll see why 1984 won’t be like ‘1984’.”

Of course, the ideas currently underlying Big Data, Machine Learning or complex algorithms are tasked with the formalization of the “living”. “Life” should be measurable – if you want to ‘work’ with it. DNA-information must be

¹⁷ It is interesting that research into chaos theory also gained a renewed importance in the 1960s.

¹⁸ On the polyphonic definition of “chaos”, see Plail (2004, 791-792). On the historical and systematic contextualization of these currents, see Kellert (1993), Gleick (1987).

¹⁹ Talking of a definite “theory” is just as problematic as speaking of a unified definition of chaos, see Plail (2004, 791).

readable, people categorizable (faces, behaviour, walking, height, expression), communication functionalized, work divisible, love schematized. We live in a completely networked digital world. Unlike the 1960s, our present has become entirely technical and therefore formalized. It has to be like this for the interfaces to work at all and for data to be transferred (protocols, code). But we must understand: If our interfaces are formalized, our access to the world is also formalized. We think rationally, act rationally and want a planned, linear future. It does not matter whether we see ourselves as creative, autonomous and spontaneous persons. Everything chaotic frightens us and this is also because our technical systems are susceptible to faults due to chaos: WhatsApp doesn't work anymore, the GPS signal is gone, the internet and the emergency phone are offline. If chaos (unforeseen and unplanned) breaks into our technical control loop, our whole "world" collapses – no longer just our mathematical model. Non-linearity shows how much we have become dependent on linearity, on formalized, mathematical and technical-rational thinking. There is no longer any productive thinking outside linear space. Everything non-linear and chaotic must be integrated, or it will be understood as a threat to our society.

From the point of view of efficiency, however, the interaction of linearity and non-linearity is important. As my article shows, it is, surprisingly, more efficient for technical systems to describe humans as not completely linear. Humans are now described as complex elements of the system. Human life is more than a DNA code; in sad, angry or smiling faces you can see more than a sum of their micro-expressions. Words and interpersonal gestures are more than readable information. This sounds much more pleasant to the consumers' ears. But in addition to this humanistic rhetoric, capitalist efficiency thinking is always apparent here. When you formalize anthropological parameters, they become entirely deterministic and inefficient. We can see just how inefficient and unsatisfactory a

pure linearization was from the debate about the concepts of non-linearity. Control engineers ultimately had to give up the old linear paradigm and adopt the theory and construction of a new, more complex model of the human being. In view of the above-mentioned intra-action, which now redefines "the human" and machine and negotiates their relationship, non-linearity seems to have enabled an important step towards more complex as well as more efficient human-machine systems. According to Floridi we must understand that difficulty is the "enemy" of machines, but "complexity" is their friend (Floridi 2019, 13). Thus, human beings as living organisms pose *difficult* problems with respect to prediction and control. But if they are described as non-linear factors, they can be integrated into the system under a certain *complexity*.

Not just philosophers, but also engineers, scientists and entrepreneurs have noticed that human beings resist total formulization – even if aspects of their existence are undoubtedly "technical" and even if people in the technological environment need to interact with formalizations. Technology and mathematical theory, however, can no longer just mean pure linearity and rationality. The supposedly fixed entities "human" and "technology" must be understood anew in terms of a productive amalgamation (be it a cockpit or a smartphone). The paradigm shift to non-linearity shows this. Non-linearity thereby achieves a controlling access to humans, who now no longer want to see themselves as purely mechanical, mathematical and calculable machines. The new model of humans seems to respect their autonomous characteristics and to respond to "the human" as an unpredictable living factor. In social networks one can shape one's "self" in any way one wants. However, digital media formalise human beings all the more when they describe them as complex and incapable of being formalized. The non-linearity, the uniqueness, the specificity and creativity of human beings has become a marketing concept.

Bibliography

- Aydin, C., González Woge, M. & Verbeek, P. (2019). Technological Environmentality: Conceptualizing Technology as a Mediating Milieu. In: *Philosophy & Technology*, 32, S. 321-338.
- Bannon, L. J. (1991). From Human Factors to Human Actors. The Role of Psychology and Human-Computer Interaction Studies in Systems Design. In: Greenbaum, J. & Kyng, M. (Hg.), *Design at Work: Cooperative Design of Computer Systems*. Hillsdale, S. 25-44.
- Barad, K. (2003). Posthumanist Performativity. Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 28 (3), S. 801-831.
- Becker, H. (1958). Über lineare und nichtlineare Regelkreise und deren Behandlung. In: *Regeltechnik*, 6 (6), S. 224-227.
- Bennett, S. (1993). *A History of Control Engineering, 1930-1955*. London.
- Bennett, S. (1996). A Brief History of Automatic Control. In: *IEEE Control Systems*, June 1996, S. 17-25.
- Bødker, S. (2006). When second wave HCI meets third wave challenges. In: *Proceedings of the 4th Nordic conference on Human-computer interaction changing roles – NordiCHI '06*. New York, S. 1-8.
- Borck, C. (2005). *Hirnströme: Eine Kulturgeschichte der Elektroenzephalographie*. Göttingen.
- Feigenbaum, M.J. (1978). Quantitative universality for a class of nonlinear transformations. In: *Journal of Statistical Physics*, 19 (1), S. 25-52.
- Floridi, L. (2019). What the Near Future of Artificial Intelligence Could Be. In: *Philosophy & Technology*, 32, S. 1-15.
- Föllinger, O. (1969). *Nichtlineare Regelung*. München
- Fuchs, K. (1962). Über die Stabilisierung verfahrenstechnischer Regelstrecken durch nichtlineare Regler. In: *Dechema-Monographie*, 43, S. 111-124; 677-708.
- Gaines, B. R. (1969). Linear and Nonlinear Models of Human Controller. In: *International Journal of Man-Machine Studies*, 1, S. 333-360.
- Gleick, J. (1987). *Chaos: Making a New Science*. New York.
- Hagner, M. (2006). Bilder der Kybernetik: Diagramm und Anthropologie, Schaltung und Nervensystem. In: Heßler, M. (Hg.), *Konstruierte Sichtbarkeiten. Wissenschafts- und Technikbilder seit der Frühen Neuzeit*. München, S. 427-448.
- Hahn, W. (1956). *Nichtlineare Regelungsvorgänge*. München.
- Häussler, R.L. & Rekasius, Z.V. (1964). Über die sub-optimale Regelung von nichtlinearen Systemen. In: *Regelungstechnik*, 12 (67), S. 290-296.
- Heßler, M. & Liggieri, K. (2020). Technikanthropologie im digitalen Zeitalter. In: Heßler, M. & Liggieri K. (Hg.), *Handbuch Technikanthropologie*. Baden-Baden. S. 11-29.
- Heßler, M. (2015). Die Ersetzung des Menschen? Die Debatte um das Mensch-Maschinen-Verhältnis im Automatisierungsdiskurs. In: *Zeitschrift für Technikgeschichte*, 82 (2), S. 109-136.
- Heßler, M., Gall, A., Hitzer, B., Kalmbach, K., Schmidt, A. & Spahn, A. (Hg.) (2019). *Tech-Fear. Histories of Multifaceted Relationship. Special issue Zeitschrift für Technikgeschichte*, 3.
- Holmes, P. (2007). History of Dynamical Systems. In: *Scholarpedia*, 2 (5), S. 1843.
- Hubig, C. (2019). Arbeitsteilung: Neue Formen der Mensch-Maschine-Interaktion. In: Liggieri, K. & Müller, O. (Hg.), *Handbuch Mensch-Maschine Interaktion. Geschichte – Kultur – Ethik*. Stuttgart, Weimar, S. 21-28.
- Kammüller, R. (1963). Der Einfluß nichtlinearer Regelbauteile auf den Regelvorgang. In: *Regelungstechnik*, 11, S. 17-23.
- Kellert, S. H. (1993). *In the Wake of Chaos: Unpredictable Order in Dynamical Systems*. Chicago, London.
- Krämer, S. (2014). Mathematizing Power, Formalization, and the Diagrammatical Mind or: What Does “Computation” Mean? In: *Philosophy & Technology*, 27, 345-357.
- Kreil, W. & Schweizer, G. (1968). Der Mensch als Regler. Ein Beitrag zum dynamischen Übertragungsmodell. In: *Regelungstechnik*, 16 (2), S. 49-56.
- Liggieri, K. (2019). Der Mensch in der technischen Umwelt. Ergonomische Konstruktionen des Fliegercockpits im Human Engineering der 1940er-1960er Jahre. In: Gruevska, J. (Hg.), *Körper und Räume. [Studien zur interdisziplinären Anthropologie]*. Wiesbaden, S. 45-68.

- Liggieri, K. (2020a). „Anthropotechnik“. *Zur Geschichte eines umstrittenen Begriffs*. Göttingen.
- Liggieri, K. (2020b). Vom ‚Un-Menschlichen‘ zum ‚Ur-Menschlichen‘. Die emotionale Neucodierung der Technik in den 1950er bis 1960er Jahren. In: Heßler, M. (Hg.), *Technikemotionen. Zur Ko-Konstruktion von Technik und Emotionen*. Paderborn, S. 39-59.
- Loeb, J. M. (1954). Recent advances in non linear servo theory. In: *Transactions of the American Society of Mechanical Engineers*, 76, S. 1281-1289.
- Marienfeld, H. (1970). Modelle für den „Regler Mensch“ – ein Praktikumsversuch. In: Oppelt, W. & Vossius, G. (Hg.), *Der Regler Mensch*. Berlin, S. 19-42.
- Matuschka, H. (1957). Nichtlinearitäten im Regler zur Verbesserung der Regelgüte. In: Fachgruppe für Regelungstechnik des Vereins Deutscher Ingenieure und des Verbandes Deutscher Elektrotechniker (Hg.), *Regelungstechnik – Moderne Theorien und ihre Verwendbarkeit*. München, S. 172-177.
- McDonald, D. C. (1955). Make servo nonlinearity work for you. In: *Automation Control*, 2, S. 20-25.
- Merz, L. & Jaschek H. (2003 [1985]). *Grundkurs der Regelungstechnik*. München, 14. Aufl.
- Mittelstaedt, H. (Hg.) (1956). *Regelungsvorgänge in der Biologie. Vorträge der vom Verein Deutscher Ingenieure und dem Verband Deutscher Elektrotechnischer gemeinsam veranstalteten Tagung „Biologische Regelung“ am 2. und 3. April 1954 in Darmstadt*. München.
- Myrberg, P. J. (1963). *Iteration der reellen Polynome zweiten Grades. III Annales Academiae Scientiarum Fennicae 3/336*. Helsinki.
- Naslin, P. (1968). *Dynamik linearer und nichtlinearer Systeme*. München.
- Nowacki, P. J. (1960). Die Behandlung von nichtlinearen Problemen in der Regelungstechnik. In: *Regelungstechnik*, 8 (2), S. 47-50.
- Oldenbourg, R. C. & Sartorius, H. (1949 [1944]). *Dynamik selbsttätiger Regelungen*. München, 2. Aufl.
- Oldenburger, R. (1957). *Optimum nonlinear control*. In: *Transactions of the American Society of Mechanical Engineers*, 79, S. 527-546.
- Oppelt, W. (1960 [1953]). *Kleines Handbuch technischer Regelungsvorgänge*. Weinheim, 3. Aufl.
- Oppelt, W. (1972). *Kleines Handbuch technischer Regelvorgänge*. Weinheim, 5., neubearbeitete und erweiterte Aufl.
- Plail, M. (2004). Der Determinismus laplacescher Prägung. In: Seising, R., Folkerts, M. & Hashagen, U. (Hg.), *Form, Zahl, Ordnung: Studien zur Wissenschafts- und Technikgeschichte*. Stuttgart, S. 783-798.
- Ronco, P. G. (Hg.) (1966). *Human Factors Engineering Bibliographic Series*, 2, S. 770.
- Sartorius, H. (1953). Das Optimierungsproblem in der Regelungstechnik. In: *Regelungstechnik*, 1 (1), S.74-78.
- Sartorius, H. (1961). Theorie der Regelungstechnik. Übertragungsverhalten linearer Systeme. In: Bleisteiner, G. u.a. (Hg.), *Handbuch der Regelungstechnik*. Berlin u.a., S. 1286-1316.
- Schmidtlein, H. (1963). Über den Wissensstand auf dem Forschungsgebiet „Regler Mensch“. In: *Jahrbuch der WGLR*, S. 487.
- Schweizer, G. & Stopfkuchen, K. (1969). Bewegungsregelung in der Luft- und Raumfahrt, ein Symposium während des Deutschen Ingenuertages 1969 in Braunschweig. In: *Regelungstechnik*, 17 (10), S. 467-469.
- Schweizer, G. (1970). Problem und Methode zur Untersuchung des Regelverhaltens des Menschen. In: Oppelt, W. & Vossius, G. (Hg.), *Der Regler Mensch*. Berlin, S. 159-237.
- Sheridan, T.B. (1986). Forty-five years of man-machine systems: History and trends. In: G. Mancini, G., Johannsen, G. & Mårtensson, L. (Hg.), *Analysis, Design, and Evaluation of Man-Machine Systems*. Oxford, S. 1-9.
- Stachowiak, H. (1969 [1965]). *Denken und Erkennen im kybernetischen Modell*. Wien, New York, 2. Aufl.
- Stahl, K. (1962). Nichtlineare Optimierungen von Regelkreisen. In: *Regelungstechnik*, 10, S. 7-12.
- Stanciulescu, F. (1962). Neue Untersuchungen über nichtlineare Regelkreise. In: *Regelungstechnik*, 10 (12), S. 551-554.
- Strecker, F. (1950). *Praktische Stabilitätsprüfung mittels Ortskurven und numerischer Verfahren*. Berlin.
- Tanner, J. (2008). Komplexität, Kybernetik und Kalter Krieg: „Information“ im Systemantagonismus von Markt und Plan. In: Hagner, M. & Hörl, E. (Hg.), *Die Transformation des Humanen: Beiträge zur Kulturgeschichte der Kybernetik*. Frankfurt am Main, S. 377-413.

- Turner, P. (2005). Affordance as context. In: *Interacting with Computers*, 17 (6), S. 787-800.
- Tustin, A. (1944). *An Investigation of the Operator's Response in Manual Control of a Power-Driven Gun*. C.S. Memorandum No. 169, Metropolitan Vickers Electrical Co. Ltd. Sheffield.
- Tustin, A. (1947). Method of Analysing the behaviour of linear Systems in Terms of times series. In: *Journal of the Institution of Electrical Engineers, Part IIA: Automatic Regulators and Servo Mechanisms*, 94 (1), S. 130-142.
- Tustin, A. (1947). The effects of backlash and speed-dependant friction on the stability of closed-cycle control system. In: *Journal IEE*, 94, S. 143-151.
- Tustin, A. (1947). The nature of the human operator response in manual control and its implication for controller design. In: *Journal of the Institute of Electrical Engineers*, 94, S. 190-202.
- Tustin, A. (1953). Regelung. In: *Regelungstechnik*, 1 (8), S. 174-180.
- Wiener, N. (1949). *The Extrapolation, Interpolation and Smoothing of Stationary Time Series*. Cambridge (MA).
- Wigdor, D. & Wixon, D. (2011). *Brave NUI World: Designing Natural User Interfaces for Touch and Gesture*. Amsterdam.

Kevin Liggieri,

Dr., Promotion in Philosophie. 2018-2019 DFG-Forschungsstipendiat an der Professur für Wissenschaftsforschung der ETH Zürich. Gegenwärtig ist Kevin Liggieri wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Technikgeschichte der Technischen Universität Darmstadt. Für seine Dissertation erhielt er 2017 den Carlo-Barck-Preis des Leibniz-Zentrums für Literatur- und Kulturforschung sowie 2018 den Dissertationspreis des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen.

Aktuelle Publikationen

Liggieri, K. (2020). „Anthropotechnik“. *Zur Geschichte eines umstrittenen Begriffes*. Göttingen.

Liggieri, K. & Müller, O. (2019). *Handbuch Mensch-Maschine-Interaktion. Geschichte – Kultur – Ethik*. Stuttgart. Weimar.

Liggieri, K. & Heßler, M. (2020). *Handbuch Technikanthropologie*. Baden-Baden.

Die Jagd auf Hawley Harvey Crippen, oder: Die Entdeckung des Live-Moments

Wolfgang Pensold
Technisches Museum Wien

Abstract

Der folgende Beitrag behandelt den Einfluss der Technik – insbesondere der telegrafischen – auf die Entwicklung der Presse und das Selbstverständnis der Zeitungsläserinnen und -läser. Die globale Ausdehnung des Telegrafennetzwerks in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschaffte den Zeitungen der großen Städte der westlichen Welt den Nimbus globaler Reichweite, die Einführung der kabellosen Telegrafie um 1900 verlieh ihnen überdies eine nie dagewesene Aktualität. Als Folge davon erhielten Läserinnen und Läser eine neue Rolle, die sich, anders als die bisherige, nicht mehr darauf beschränkte, nachträglich von Geschehnissen in Kenntnis gesetzt zu werden, sondern sich um die attraktive Facette erweiterte, an diesen Geschehnissen teilzuhaben, noch während sie sich ereigneten. Diese Entwicklung wird anhand der Berichterstattung über den berühmt gewordenen, mutmaßlichen Frauenmörder Hawley Harvey Crippen dargestellt.

Der Telegraf – die Aufhebung des Raums

Die Presse des ausgehenden 19. Jahrhunderts war nicht mehr dieselbe wie die der Anfänge. Im Laufe von Jahrhunderten veränderte sie infolge technischer Entwicklungen ihre Gestalt maßgeblich. Aus den frühen, auf Handpressen gedruckten Zeitungen mit einigen hundert Exemplaren Auflage, entsprechend geringer Reichweite und Meldungen, die ihre Aktualität dem Tempo der Postkutschen verdankten, entstanden Tagesblätter, die, auf dampfbetriebenen Rotationspressen gedruckt, eine Auflage von Hunderttausenden haben konnten und deren Aktualität die instantane Verbindung des elektrischen Telegrafen prägte. Vor allem von Veränderungen letzterer Art soll im Folgenden die Rede sein.

Im Frühjahr 1844 ging entlang der Eisenbahnstrecke zwischen Washington und Baltimore eine elektrische Telegrafelinie versuchsweise in Betrieb. Zur Übermittlung der Nachrichten dienten Apparate, die von dem Maler und Erfinder Samuel F. B. Morse entwickelt wurden und die mittels einer Taste bestimmte Kombinationen aus kurzen und langen Stromimpulsen nach dem so genannten Morsealphabet über den Draht zu schicken erlaubten. Schon kurz nach

ihrer Fertigstellung wurde die Linie für den öffentlichen Verkehr freigegeben. Binnen kurzer Zeit entstanden in Nordamerika zahlreiche weitere Telegrafelinien, kommerziell betrieben durch private Gesellschaften und für die Allgemeinheit zugänglich (Göock 1988, 56-57). Sie erschlossen die Weiten des Kontinents, der in diesen Jahrzehnten gewaltige Einwanderungswellen, vor allem aus Europa, erlebte (Holtorf 2013, 237). Davon profitierten die Zeitungen, die auf telegrafischem Weg zu aktuellen Nachrichten von weither kamen. Der Medienwissenschaftler Neil Postman verweist auf den *Baltimore Patriot*, der angesichts der Morsetelegrafie euphorisch die Aufhebung des Raums feierte (Postman 1992, 77). 1846 entstand die Nachrichtenagentur *Associated Press* im gemeinsamen Eigentum einiger New Yorker Zeitungen mit dem Auftrag, für sie telegrafische Nachrichten heranzutransportieren. Die Leserschaft erhielt immer fernere Neuigkeiten, denen Postman allerdings attestiert, immer weniger Relevanz für deren unmittelbare Lebenswelt gehabt zu haben (Postman 1994, 87).

Infolge der Ausdehnung eines Telegrafennetzwerks in Europa etablierten sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts auch hier kommerzielle Agenturen, die ihr Geschäftsmodell auf der Übermittlung telegrafischer Nachrichten errichteten (Barth 2020,

35). Die *Agence Havas* in Paris existierte zwar schon vorher, schwenkte aber auf Telegramme ein, als diese verfügbar wurden. In Berlin entstand mit dem Telegrafen das *Wolffsche Telegraphische Bureau*, in Wien die kleine regierungsnahe *Österreichische Correspondenz* des Joseph Tuvora und, nachdem ein erstes Unterseekabel zwischen Dover und Calais die Britischen Inseln mit dem europäischen Festland verband, *Mr. Reuter's Cabled Messages* in London (Dörfler & Pensold 2001, 101-102). Als ein paar Jahre später in einem riskanten Unternehmen auch ein Unterseekabel zwischen Irland und Neufundland verlegt wurde, um Europa und Nordamerika aneinanderzubinden (Neutsch 1998, 47), versuchte der geschäftstüchtige Paul Julius Reuter mit *Associated Press* einen regelmäßigen Nachrichtenaustausch in Gang zu bringen und die bedeutenden Londoner Tageszeitungen als Kundschaft zu gewinnen. Er versprach, der *Times* aktuelle amerikanische Börsennachrichten zu liefern, doch endete die Lebensdauer des ersten Atlantikkabels unglücklicherweise schon nach kurzer Zeit, was ihm einen Strich durch die Rechnung machte (Dörfler & Pensold 2001, 131).

Jahre später wurde ein neuer Anlauf für eine Kabelverlegung unternommen. Im Juli 1865 lief das weltweit größte Dampfschiff *Great Eastern*, schwer beladen mit einem tausende Kilometer langen Kabel, aus dem irischen Hafen Valentia aus und begann mit der Verlegung. Doch nach zwei Dritteln des Weges riss das Kabel und versank in der Tiefe des Ozeans. Das Unternehmen musste abgebrochen werden. Erst ein Jahr danach lief die *Great Eastern* erneut aus und erreichte letztlich mit ungebrochenem Kabel Heart's Content auf Neufundland. Fortan existierte eine dauerhafte telegrafische Verbindung zwischen Europa und Nordamerika (Neutsch 1998, 50), wodurch die bisherige Distanz einer tagelangen Schiffsfahrt auf die kurze Zeit der Telegrammübertragung zusammenschrumpfte.

Es folgten weitere Unterseekabel – etwa durch das Mittelmeer nach Alexandria mit Anbindung an das ägyptische Staatstelegrafennetz und von dort an ein neu verlegtes Seekabel, das von Suez durch die Straße von Hormus über Aden nach Bombay führte. Es war abermals der Kabelleger *Great Eastern*, der den größten Teil des Kabels verlegte (DP 19.2.1870, 5; NFP 22.3.1870, 24). Infolge der fortschreitenden Verkabelung des Globus brachten die bedeutenden Zeitungen in den Metropolen immer mehr „gekabelte“ Nachrichten – aktuelle politische wie Wirt-

schaftsnachrichten aus aller Welt, aber auch über spektakuläre Ereignisse wie Kriege oder Katastrophen, oft auch über sensationelle Ereignisse, die mit Sex und Verbrechen zu tun hatten (Postman 1994, 84-85). Der telegrafische Nachrichtenverkehr machte Weltneuigkeiten zur gut verkäuflichen Massenware, die es einer Presse, die mittlerweile industriell in großen Auflagen produziert wurde, gewinnbringend zu verkaufen galt.

Auch Wiener Tageszeitungen wie die renommierte *Neue Freie Presse* griffen vermehrt auf Telegramme zurück und etablierten sich für ihre Abonnentinnen und Abonnenten als Fenster in die weite Welt (Brix 1998, 54). Die Weltpresse nahm Gestalt an. Das Weltbürgertum der modernen Pressegesellschaft speiste sich nicht mehr zwingend aus Reisenden, sondern oftmals bloß aus Zeitungslesenden.

Ein halbes Jahrhundert nach Morses Versuchen hatten sich zahllose Telegrafenkabel den Weg über die Kontinente und durch die Meere gebahnt, als die drahtlose Telegrafie ein neues Zeitalter einläutete. Der junge Italiener Guglielmo Marconi, Autodidakt und Sohn aus wohlhabendem Elternhaus, hatte eine Apparatur erschaffen, mit der sich elektromagnetische Wellen und damit die Buchstaben nach dem Morsealphabet durch die Luft senden und andernorts aufnehmen ließen. Es war dies ein mysteriöser Prozess, den sich viele Menschen nur schwer vorstellen konnten.

1897 gründete Marconi die *Wireless Telegraph and Signal Company Ltd.* zur Vermarktung seiner Technik, die er 1898 zwischen Ballycastle im Nordosten Nordirlands und der vorgelagerten Insel Rathlin demonstrierte. Im darauffolgenden Jahr kam die erste kabellose Verbindung über den Ärmelkanal zustande – vom Leuchtturm von South Foreland nahe Dover ins französische Wimereux. Marconi wollte mit seiner Technik aber vor allem die großen Meere überbrücken, den Atlantik vorrangig, zwischen Poldhu im Südwesten Englands und Cape Cod in Nordamerika (P 8/1979, 32). In der amerikanischen Zeitung *New York Herald* behauptete er selbstbewusst, in der Lage zu sein, kabellose Übertragungen veranstalten und Einzelheiten der bevorstehenden Krönung des britischen Königs Eduard VII. in London nach Amerika übertragen zu können (ZPT 20.4.1902, 95). Die Funktelegrafie sollte ihre unvergleichliche Kapazität demonstrieren und die Neue Welt fast zeitgleich an der popu-

lären Krönungszeremonie teilhaben lassen. Die Krönung bot sich als Weltpresseereignis geradezu an und der Atlantik stand im Zeitalter der unbegrenzten technischen Möglichkeiten wieder einmal für den Inbegriff einer Herausforderung, die es, wie Jahrzehnte zuvor mit Unterseekabeln, so nun kabellos zu überwinden galt.

Aber abgesehen davon, dass die Krönung wegen Erkrankung des angehenden Königs verschoben werden musste, kämpfte Marconi einen schier aussichtslosen Kampf gegen die Elemente. Mangels entsprechender Fachstudien wusste er wenig über die physikalischen Grundlagen elektromagnetischer Wellen wie auch über meteorologische Bedingungen in der Atmosphäre. Seine Apparate entwickelte er in der Regel durch schlichtes Ausprobieren verschiedener Varianten. Trotzdem kündigte er Ende des Jahres 1902 an, reguläre Funktelegramme von England nach Amerika zu übermitteln, und zwar um die Hälfte des aktuellen Kabeltarifs (ZPT 20.8.1902, 192). Darin sahen sich mächtige Kabelgesellschaften, die um ihr lukratives Geschäftsfeld fürchten mussten, herausgefordert. Die *Anglo-American Telegraph Company* drohte, ihn wegen Verletzung ihres lizenzierten Telegrafennetzworts zwischen Großbritannien und Neufundland zu verklagen, um eine Einstellung seiner Versuche zu erzwingen. Doch Marconi hielt an seinen Plänen fest. Er verstärkte die Versuchsstation in Poldhu, im englischen Cornwall, und verlegte die Gegenstation nach Kanada, um das Monopol der Kabelgesellschaft zu umgehen (Larson 2007, 236-237). Überzeugt davon, Funktelegramme über den Atlantik schicken zu können, offerierte er der Londoner *Times* täglich aktuelle Nachrichten aus den Vereinigten Staaten. Aufgrund atmosphärischer Störungen erwies sich ein regelmäßiger Dienst jedoch als unmöglich, woraufhin Marconi einen transatlantischen Funkdienst für Ende 1904 avisierte (ZPT 10.12.1904, 277-279). Doch auch diesen Termin konnte er nicht halten (ZPT 1.9.1906, 199).

Auf kürzeren Distanzen konnte sich Marconi mit seiner Funktechnik behaupten, vor allem in der Schifffahrt, wo sich ihm ein zukunftssträchtiges Geschäftsfeld eröffnete. Er gründete die *Marconi International Marine Communication Company Ltd.*, deren Unternehmenszweck es war, Funkanlagen auf Schiffen zu montieren, die nötigen Bordfunker auszubilden und beizustellen und an den Küsten der befahrenen Weltmeere ortsfeste Funkstationen zu errichten, um mit vorbeifahrenden Schiffen Kontakt zu halten. Übermittelt

wurden Telegramme für den Schiffsdienst, private Telegramme der Passagierinnen und Passagiere und aktuelle Neuigkeiten. Einige Jahre zuvor hatte Marconi persönlich an Bord eines Schiffes das Genre der Bordzeitung erfunden, als er im Rahmen eines Funkversuchs von seinen Mitarbeitern einer Landstation diverse aktuelle Pressemeldungen übermittelt bekommen hatte, die er in der Borddruckerei vervielfältigen und als *Transatlantic Times* auflegen hatte lassen (Larson 2007, 144).

Dank Marconis Funktechnik waren die Schiffe auf ihren oft tagelangen Fahrten nun zumindest zeitweise erreichbar. Damit nahm die „Einsamkeit des Weltmeeres“ ein Ende (ZPT 10.10.1904, 231). Dieser Umstand sollte einem mutmaßlichen Mörder namens Hawley Harvey Crippen zum Verhängnis werden.

Realkrimi: der Nordlondoner Kellermord

Der gebürtige Amerikaner Crippen – ein Mediziner, der in London als Zahnarzt arbeitete – hatte offenbar seine Ehefrau vergiftet, ihre Leiche zerstückelt, in Teilen verbrannt und die Reste im Keller seines Hauses vergraben. Als Monate später seine Geliebte in sein Haus einzog und Kleider und Schmuck der verschwundenen Ehefrau in aller Öffentlichkeit zu tragen begann, erregte dies im persönlichen Umfeld Verdacht. Scotland Yard wurde eingeschaltet. Es folgten eine Hausdurchsuchung und eine Befragung, die zwar nichts Verdächtiges zutage brachten, aber zu Crippens überstürzter Flucht führten. Bei weiteren Durchsuchungen des Hauses wurden im Keller vergrabene Leichenteile gefunden, woraufhin eine Fahndung nach dem mutmaßlichen Mörder einsetzte. Die Londoner Presse nahm regen Anteil, da sich solche Sensationen natürlich gut verkauften.

„Der Nordlondoner Kellermord“, wie die *Times* alsbald schrieb, erregte jedoch nicht nur in London großes Aufsehen. In vielen Ländern berichteten Zeitungen darüber und machten dank der Reichweite des Telegrafennetzes daraus ein internationales Presseereignis – und zwar nach bewährtem Vorbild. Im Jahr 1888 war vom Londoner Stadtteil Whitechapel aus eine schreckliche Serie an Prostituiertenmorden, die sich über Monate hinweg erstreckte, um die Welt gegangen. Da manche der Opfer damals nicht nur getötet, sondern regelrecht ausgeweidet wurden, verfestigte sich für den unbekanntenen Mörder das furchterregende Pseudonym „Jack the Ripper“.

Zu seiner Identität zirkulierten bald zahlreiche Theorien. Die Wiener *Neue Freie Presse* suchte in ihrem Feuilleton die Schuld bei einem Theaterstück, das auf der Novelle *Der seltsame Fall des Dr. Jekyll and Mr. Hyde* von Robert Louis Stevenson basierte und das in London gerade große Erfolge feierte. Sie warf die Frage auf, ob nicht abscheuliche Literatur wie diese einen Geisteskranken zu den grausamen Morden animiert haben könnte (NFP 25.10.1888, 3).

Die Mordserie war jedenfalls mehr als nur ein Kriminalfall, über den, wie seit jeher üblich, im Nachgang berichtet wurde. Sie bildete einen realen Serienkrimi, der während der Berichterstattung noch andauerte, zusätzliche Dramatik dadurch erhielt, dass der Ripper-Briefe schrieb, um die Sicherheitsbehörden zu verhöhnen (DP 25.11.1888, 14), und letztlich rund um die Fragen kreiste: Wer steckt hinter dem Pseudonym Jack the Ripper? Und wann wird er wieder zuschlagen?

Mit einer ähnlichen Dramatik entwickelte sich nun der Crippen-Fall. Auch hier hatte man es mit einer nicht abgeschlossenen Handlung zu tun, die von den Zeitungen auf konstantem Spannungspegel immer weiter erzählt werden konnte. Im Mittelpunkt standen Fragen wie: Wer war die Tote im Keller? Wer ihr Mörder? Wohin floh Crippen? Das *Prager Tagblatt* sprach von einem „Mordgeheimnis, wie es sich schaurig-schöner kein Sherlock Holmes wünschen“ könne (PT 15.7.1910, 22). Und die *Neue Freie Presse* sorgte mit harscher Kritik am vermeintlich verkommenen London für ein entsprechend anrüchiges Ambiente, wobei sie der Stadt schlicht absprach, noch ein Ort der moralischen Ordnung zu sein. Die Hauptstadt des britischen Weltreiches war, mit viereinhalb Millionen Menschen bevölkert, die Metropole schlechthin, das Zentrum der westlichen Welt und gleichzeitig ein moderner Moloch, bewundert und gefürchtet – die ideale Kulisse für ein derart abgründiges Verbrechen. Das Leben in London sei hochgradig gefühllos, so der Zeitungsbericht, wie man gut daran erkennen könne, dass Crippens Frau bereits seit Februar verschwunden und in der Nachbarschaft seither nicht nach ihr gefragt worden sei:

„Wer in London wohnt, ohne Freunde zu haben, kann in seinem eigenen Hause spurlos ermordet werden.“
(NFP 15.7.1910, 11)

Grundsätzlich bedeutete ein Mord natürlich ei-

nen gravierenden Verstoß gegen die moralische Ordnung und eine Infragestellung der Autorität der bürgerlichen Gesellschaft (Pfabigan 2016, 31). Seine Ahndung verlangte nach Öffentlichkeit, nach Presseberichterstattung. Darüber hinaus bediente sich die Polizei in Fällen wie diesem gezielt der Zeitungen für ihre Fahndung, um Informationen aus der Bevölkerung zu bekommen (Becker 2005, 174). Scotland Yard gab einen Steckbrief heraus, der den flüchtigen Crippen und seine junge Geliebte, die man bei ihm vermutete, beschrieb (NFP 15.7.1910, 24). Dadurch wurde das Verbrechen samt seiner Aufklärung offiziell zum öffentlichen Ereignis – zu einem internationalen Presseereignis.

Die schauerliche Kriminalgeschichte fand auch Eingang in die heimischen Zeitungen. Zeitweise kamen durch aktuelle telegrafische Berichte aus London und anderen Städten täglich neue Facetten zum Vorschein. So wurde über die polizeilichen Nachforschungen im Keller des Hauses berichtet und darüber, dass die aufgefundenen Leichenteile mit gelöschtem Kalk überdeckt worden seien, um sie aufzulösen. Es hieß, die Polizei gehe davon aus, dass es sich um die sterblichen Überreste von Crippens Frau handle, ermordet von ihrem Ehemann aus Geldgier (NWT 15.7.1910, 33). Die Geschichte erhielt eine Dramatisierung entsprechend den gesellschaftlich akzeptierten moralischen Normen. Die Handlung trugen ein selbstredend unschuldiges Opfer und ein zwielichtiger Täter, die verachtenswerten Mordmotive waren Habgier und Ehebruch. Während Crippen wenig vorteilhaft beschrieben wurde –

„50 Jahre alt, auffallend kleinplattköpfig, großhaarig, trug langen wirren Schnurrbart, falsche Zähne und hatte ein vernachlässigtes Äußeres“
(NFP 15.7.1910, 24)

–, wurde die Ehefrau zur positiven Figur verklärt. Sie erschien als junge Schönheit, die als Varietékünstlerin unter dem Künstlernamen „Bell Elmore“ „nicht unbedeutende Erfolge“ gehabt habe. Ihr Umfeld hätte sich gewundert, wie ein alter, unansehnlicher Mann wie Crippen eine so attraktive junge Frau für sich gewinnen konnte. All dies schien verdächtig, und als Crippen ihr Verschwinden nach der Anfangslüge, sie habe ihn verlassen und sei nach Amerika übersiedelt, damit erklärte, sie sei während eines Erholungsaufenthalts in einem Badeort am europäischen

Kontinent verstorben, wuchs das allgemeine Misstrauen weiter. Der plötzliche Tod der „schönen Frau“ war schwer vorstellbar, zumal sie zuvor keinesfalls einen „leidenden Eindruck“ gemacht habe. Vollends unglaublich erschien Crippens Geschichte nach der Aussage eines Zeugen bei der Polizei, der in besagtem Badeort in Erfahrung gebracht habe, dass Frau Crippen alias Bell Elmore gar nie dort gewesen sei (NWJ 15.7.1910, 5). Darüber hinaus belastete Crippen das außereheliche Verhältnis zu seiner Sekretärin. Ganz zu schweigen von den rauschenden Festen, die nach dem Verschwinden der Ehefrau in seinem Haus stattgefunden hätten, bei denen in jenem Speisezimmer getrunken und getanzt worden sei, das direkt über dem „Kellergrab“ lag (NFP 16.7.1910, 9).

Crippen selbst verwandelte sich indes in ein Zeitungsphantom. Es hieß, er sei aufgrund der einsetzenden polizeilichen Nachforschungen mit einer Reisetasche in der Hand in eine Droschke gestiegen und seither nicht mehr gesehen worden (PT 15.7.1910, 22). Bei ihm vermutete man seine Geliebte – ein „hübsches Mädchen“ von dunklem Haar und Teint, das zur Tarnung möglicherweise Männerkleider trage. Außerdem wurde eine Sichtung Crippens in Kingsway in London gemeldet, wo er eine zweite Praxis (eine geheime, offenbar) unterhalten habe. Dazu passend wurde die Meldung, wonach im Zuge der Tatortuntersuchung zwei Särge aus seinem Haus getragen worden seien, dahingehend gedeutet, dass Crippen an einer Patientin „eine verpönte Operation“ vorgenommen habe, an der sie gestorben sei. Wegen der Behandlung von Frauen in „äußerst diskreten Angelegenheiten“ und der „Vornahme von gesetzlich verpönten Operationen“ sei ihm bereits ein übler Ruf vorausgeeilt. Seit Jahren habe er „sein schwindelhaftes Gewerbe“ ungestraft betrieben. Obwohl ein angesehenes Wochenblatt bereits vor ihm gewarnt habe, hätten weder Polizei noch Ärztekammer eingegriffen (NFP 15.7.1910, 11, 24). Damit nicht genug, zirkulierten Spekulationen, wonach es sich bei der vermeintlichen zweiten Leiche um eine frühere Geliebte Crippens handle, welche an einer Abtreibung gestorben sei, vorgenommen von Crippen selbst, um das illegitime Verhältnis zu vertuschen (NWJ 16.7.1910, 6).

Allerdings stellte sich bald heraus, dass es nur eine einzige Leiche gab, genauer, nur deren Rumpf und Weichteile, da der Kopf und die unteren Gliedmaßen sowie alle Knochen fehlten. Die gerichtsarztliche Untersuchung ergab

zudem, dass alle denkbaren Erkennungsmerkmale vom Leichnam entfernt wurden. Deshalb ließ sich auch nicht mit Bestimmtheit sagen, dass es sich bei den sterblichen Überresten um die einer Frau handle, geschweige denn, um die einer konkreten Person (AZ 20.7.1910, 6). Die Abtrennung der Körperteile ließ allerdings einen Täter mit guten anatomischen Kenntnissen vermuten (DZ 19.7.1910, 6). Crippen war Arzt, das war ein gewichtiges Argument. Im Übrigen wurde die Frage aufgeworfen, ob er nicht auch seine erste Frau, mit der er in früheren Jahren in New York gelebt hatte, ermordet haben könnte (DZ 19.7.1910, 5). Damit stand die Möglichkeit eines Serienmords im Raum!

Immer dramatischer bot sich die Geschichte dar, um die Aufmerksamkeit der Lesergemeinde zu halten. Und nachdem der Leseanreiz kaum mehr in unmittelbarer persönlicher Betroffenheit liegen konnte, war es wohl das zunehmend im Kriminalgenre kultivierte Grauen, das Leserinnen und Leser anzog, ihnen angesichts des abgründigen Verbrechens pure Schauerlust versprechend. Es war die Zeit, in der sich, ausgehend von England, auch der Kriminalroman in massenhaften Auflagen verbreitete – der Mord endgültig in die Literatur einging und seine Ästhetisierung erfuhr (Pfabigan 2016, 33).

Die Live-Jagd über den Ozean

Die Geschichte um den vermeintlichen Mörder Crippen wuchs in den Spalten der Zeitungen über Monate hinweg zu einem spannenden Fortsetzungskrimi heran, auch formal. In der *Illustrierten Kronen Zeitung* etwa erschienen Artikel mit den jeweils aktuellen Entwicklungen unter dem stets gleichen Titel „Die Londoner Mordaffäre“ (IKZ 22.7.1910, 5). Seine Spannung bezog dieser Krimi nicht zuletzt daraus, dass das gesuchte Paar nach wie vor auf der Flucht war. Es hieß, die Londoner Polizei habe die Polizeibehörden in ganz Europa unterrichtet und mit Fotografien und Steckbriefen versorgt, um der Flüchtigen habhaft zu werden. Auch die Wiener Polizei habe ausführliche Instruktionen erhalten, weil eine – wenngleich wenig aussichtsreiche – Spur nach Wien führe (DZ 22.7.1910, 5).

Als wahrscheinlicher galt eine Flucht über das Meer nach Nordamerika. Es hieß, dass in New York und Montreal anliegende Schiffe durchsucht würden. Doch seien alle Bemühungen bislang erfolglos geblieben. Die Londoner Krimi-

nalpolizei habe allerdings an die Hafengebörden Europas und Nordamerikas

„ein genaues Signalement der beiden Flüchtigen mit der Bitte zukommen lassen, sie bei einem etwaigen Eintreffen sofort in Haft zu nehmen.“

(GV/A 21.7.1910, 4)

Außerdem wurde berichtet, dass Crippen laut einem Telegramm aus Paris in einem Badeort bei Toulouse gesehen worden sei. Als die Gendarmerie jedoch vor seinem Hotel patrouilliert habe, sei er geflohen, zunächst in eine nahe gelegene Ortschaft und danach, abermals von der Gendarmerie aufgeschreckt, mit einem geordneten Wagen an die Grenze zu Spanien (NWA 21.7.1910, 4). Es tauchte der Verdacht auf, dass Crippen in Frauenkleidern reisen könnte, um den Fahndern zu entkommen (NWT 22.7.1910, 8). Nährboden dieses Gerüchts bildete die Meldung einer Londoner Kostümliehanstalt, wonach ein Mann, auf den die Beschreibung Crippens passte, ein Damenkostüm ausgeliehen habe (NWJ 22.7.1910, 5). Den von Scotland Yard veröffentlichten Steckbriefen der beiden Flüchtigen sowie einer ausgesetzten Ergreifungsprämie war es zu verdanken, dass bei der Polizei reihenweise solcher Nachrichten von Personen eintrafen, die „eine Fährte des Dr. Crippen gefunden haben wollen“ (NWT 23.7.1910, 7).

Die zahlreichen Spekulationen fanden ihren Weg in die Wiener Zeitungen. Es hieß, die Polizei habe bestätigt, dass es sich bei besagtem Flüchtigen in Richtung Spanien um Crippen handle, und dass die unbekanntes junge Dame, die sich in einem Pariser Hotel das Leben genommen und in einem Abschiedsbrief gebeten habe, nicht nach ihrer wahren Identität zu forschen, Crippens Geliebte Le Nevé gewesen sei (IKZ 23.7.1910, 6). Dazu passte die Meldung, dass Crippen und Le Nevé zuvor im Zug von London nach Paris gesehen worden seien (NFP 23.7.1910, 9), und auch eine Vermutung der spanischen Behörden, die auf Barcelona als möglichen neuen Aufenthaltsort von Crippen hinwiesen (NWT 23.7.1910, 7). Das *Neue Wiener Journal* hinterfragte jedoch den Verdacht, dass es sich bei dem Flüchtigen um Crippen und bei der Pariser Selbstmörderin um Le Nevé handle (NWJ 23.7.1910, 5). *Die Zeit* berichtete schließlich, die Meldung vom Selbstmord sei lediglich ein fahndungstaktisches Manöver gewesen, „um das flüchtige Paar in Sicherheit zu wie-

gen“. Allerdings habe sich inzwischen eine völlig neue, vielversprechende Option aufgetan. Das Paar solle ein Schiff mit Fahrtziel Kairo bestiegen haben. Die Hafengebörde habe die beiden Gesuchten anhand des Steckbriefs erkannt und gemeldet. Bei Eintreffen der Polizei habe das Schiff aber bereits abgelegt gehabt. Man habe daraufhin Vorkehrungen getroffen, das Paar zu verhaften, wenn es an einer der Zwischenstationen oder am Endziel Kairo von Bord gehe (DZ/A 23.7.1910, 3). Angesichts dieser neuen Spur wurde eine andere Sensationsmeldung der vergangenen Tage, wonach Crippen in Chicago verhaftet worden sei, als unglaubwürdig erklärt. Kurz darauf tauchten die Gesuchten angeblich wieder an anderen Plätzen auf. In England geriet ein Mann, der in Begleitung seiner Tochter in einem Privathaus Quartier genommen hatte, unter Verdacht und die herbeigerufene Polizei musste ihn vor einer bereits aggressiv gewordenen Menschenmenge beschützen (NFP 24.7.1910, 12).

Die verwirrende Verfolgungsjagd hatte zur Folge, dass in den Zeitungen allmählich auch Kritik an den ermittelnden Polizeibehörden laut wurde. Man fragte sich, warum Crippen unbehelligt hatte fliehen können, nachdem er gegenüber dem ermittelnden Beamten bereits eingestehen habe müssen, die Polizei ursprünglich belogen zu haben. Die *Arbeiter Zeitung* mahnte hingegen zur Zurückhaltung:

„Die Leute, die englische Detektivromane mit so viel Eifer lesen, vergessen leicht die Voraussetzung all dieser Geschichten, die Unantastbarkeit des Bürgers, die es der Polizei erschwert, ohne genügende Beweise zur Verhaftung zu schreiten.“

(AZ 24.7.1910, 7)

Die persönliche Freiheit des Bürgers sei ein zu wichtiges Recht, als dass man es einem bloßen Verdacht opfern dürfte. *Die Zeit* ging noch einen Schritt weiter und führte die öffentliche Kritik an der Polizei auf den Einfluss der weit verbreiteten Detektivromane zurück. Erst durch diese fatale Lektüre sei die Erwartungshaltung entstanden, dass Kriminalpolizisten den perfekten Sherlock Holmes-Typ verkörpern müssten, den es aber in Wirklichkeit nicht gebe (DZ 24.7.1910, 7).

Doch der nächste Schritt der Londoner Polizei schien gerade das unter Beweis stellen zu wollen. Es machte den Eindruck, als müsste in aller

Öffentlichkeit, die durch den Mord beschädigte, moralische Ordnung rasch wiederhergestellt werden. Wie Zeitungen berichteten, wurde Detective Chief Inspector Walter Dew, der schon an der erfolglosen Fahndung nach Jack the Ripper beteiligt war, mit einem der schnellsten Dampfschiffe nach Kanada entsandt, um noch vor Crippen dort anzukommen und ihn zu verhaften (NWT 24.7.1910, 10). Es war eine überaus spektakuläre Mission, wie geschaffen für die nach immer neuen Höhepunkten gierende Presse.

Bei der Behörde war zuvor eine brisante Nachricht über zwei geheimnisvolle Passagiere an Bord des Dampfschiffes *Montrose* eingelangt. Crippen hatte den Dampfer nach Kanada unter dem falschen Namen Reverend Robinson gemeinsam mit seiner Geliebten, die als sein jugendlicher Sohn reiste, in Antwerpen bestiegen. An Bord hatte jedoch ein Stewart, der von der Fahndung nach dem Paar wusste, Verdacht geschöpft und seine Beobachtung dem Kapitän gemeldet, welcher dies per Funktelegramm der Reederei mitteilte, von wo die Nachricht wohl an Scotland Yard ging. Gewissheit gab es zu diesem Zeitpunkt noch keine. Zur Sicherheit ließ der Kapitän jedoch alle Zeitungen an Bord einsammeln, um den Verdächtigen keine Informationen über den Stand der laufenden Fahndung zukommen zu lassen (Larson 2007, 362).

Umtriebige Zeitungsreporter fanden rasch den Namen der Schiffe heraus und schrieben über die sich anbahnende Wettfahrt am Atlantik (NFP 25.7.1910, 8). Es erschienen Atlantikkarten in den Zeitungen, versehen mit den Positionen der beiden Schiffe und dem genauen Abstand zueinander (Larson 2007, 374). Zeitungen in aller Welt (NFP 27.7.1910, 8) berichteten über die „aufregende Jagd über den Ozean“ (NFP 28.7.1910, 10), deren Ausgang nicht abzusehen war. Der Umstand, dass das Schiff mit Crippen und Le Nevé sich auf hoher See eine Zeitlang außerhalb der Funkreichweite bewegte, machte die Angelegenheit noch spannender. Erst auf 200 Seemeilen an Neufundland herangekommen, war wieder Funkkontakt mit der dortigen Küstenfunkstelle zu erwarten (NFP 29.7.1910, 7). Zusätzliche Dramatik erhielt die Geschichte dadurch, dass eine Londoner Zeitung während der Überfahrt einen funktelegrafisch übermittelten Bericht des Kapitäns abdruckte, worin dieser für ein neugieriges Massenpublikum seine Erlebnisse mit dem geheimnisvollen Passagierpärchen beschrieb, mit dem er regelmäßige Kon-

versation betrieb (Larson 2007, 383). Abgesehen davon blieben gewichtige Fragen offen: Wird der Schnelldampfer mit Inspektor Dew an Bord Crippens Schiff überholen können? Verbirgt sich hinter dem verdächtigen Reverend der gesuchte Mörder? Weiß er von seiner Enttarnung und seinen Verfolgern? Die nächsten Telegramme des Kapitäns, die in London eintrafen, ließen vermuten, dass Crippen nichts von dem ahnte, was die Welt längst wusste (NFP 31.7.1910, 11), was die *Times* so ausdrückte:

„Es war etwas überaus Spannendes, fast schon Unheimliches an dem Gedanken, dass diese beiden Passagiere in dem Glauben über den Atlantik reisten, ihre Identität und ihr Aufenthaltsort seien niemandem bekannt, während man doch in allen Ecken der zivilisierten Welt über beides bestens unterrichtet war.“

(Larson 2007, 384)

Am Ende ging der Plan von Scotland Yard auf. Dew traf vor Crippen in Kanada ein und als dessen Schiff am Morgen des 31. Juli 1910 anlegte, wurde der mutmaßliche Mörder bereits erwartet und noch an Bord verhaftet. Vor Ort hatten sich zahlreiche Reporter eingefunden, um die Verhaftung mitzuverfolgen. Ihre Berichte gingen um die Welt. Schon am nächsten Tag berichteten auch Wiener Blätter ausführlich (NFP 1.8.1910, 1-3).

Der letzte Akt

Die sensationelle Geschichte war damit aber noch nicht zu Ende. Einige Tage danach meldete das *Neue Wiener Journal* unter Berufung auf eine Meldung von Reuters, dass Crippen, nunmehr in Kanada in Gewahrsam, ein Geständnis abgelegt habe, seine Frau in einem Streit über sein außereheliches Verhältnis zu Le Nevé erschlagen zu haben. Bestätigt sei dies jedoch nicht (NWJ 4.8.1910, 3). Tage später hieß es, gegenteilig, Crippen habe bestritten, den Mord an seiner Ehefrau begangen zu haben. Außerdem seien die aufgefundenen Leichenteile neuerlich untersucht worden. Über Ergebnisse würde jedoch der „Schleier des Geheimnisses“ gebreitet:

„Allmählich greift die Meinung um sich, daß die Ueberraschungen im Falle Crippen noch nicht zu Ende sind.“

(NWJ 10.8.1910, 9)

Schließlich tauchten sogar Gerüchte auf, Crippens Frau sei noch am Leben, der ganze Mordfall nur inszeniert gewesen, bloß eine Reklameaktion für die Schauspielerin (NFP 13.8.1910, 9).

In weiterer Folge wurde Crippen unter strengster Geheimhaltung zurück nach England gebracht, was nicht verhindern konnte, dass sich am Hafen wie am Bahnhof zahllose Schaulustige einfanden (NFP 28.8.1910, 13). Kurz darauf begann der Prozess, unter regem Interesse von Saalpublikum und Presse (NFP 30.8.1910, 9). Er endete damit, dass Crippen trotz seiner Unschuldsbeteuerungen zum Tode verurteilt wurde (NFP 23.10.1910, 13). Einige Wochen später wurde er hingerichtet, wobei bei diesem allerletzten Akt weder Publikum noch Pressevertreter zugelassen waren (NWJ 24.11.1910, 5).

„Der Nordlondoner Kellermord“ war eine boulevardeske Kriminalgeschichte wie viele andere

auch, und dennoch bildete er eine Zäsur. Durch die Beteiligung der Funktelegrafie wurde die Teilhabe von Zeitungleserinnen und -lesern an einem Ereignis möglich, das sich am anderen Ende der Welt ereignete, und zwar während es sich ereignete. Es war eine Geburtsstunde des Live-Moments, das den Charakter der Berichterstattung nachhaltig veränderte und auf ein Massenmedium verwies, das noch gar nicht existierte, sondern erst gute zehn Jahre später als Rundfunk Gestalt annehmen sollte. 1937 war es übrigens wieder eine spektakuläre Krönung in London, die die Welt einlud, dabei zu sein, nämlich jene von König Georg VI., die via Radio übertragen wurde. 1953 folgte die Krönung von Königin Elisabeth II., übertragen im Fernsehen, jenem Nachkommen des Funktelegrafen, der das Verhältnis der Gesellschaft zur Welt endgültig neu definierte.

Bibliografie

- Barth, V. (2020). *Wa(h)re Fakten. Wissensproduktionen globaler Nachrichtenagenturen 1835-1939*. Göttingen.
- Becker, P. (2005). *Dem Täter auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminalistik*. Darmstadt.
- Brix, E. (1998). Ein Fenster nach Europa. Die „Neue Freie Presse“ als Zeitung des liberalen Bürgertums. In: Kainz, J. & Unterberger, A. (Hg.), *Ein Stück Österreich. 150 Jahre „Die Presse“*. Wien, S. 54-61
- Dörfler, E. & Pensold, W. (2001). *Die Macht der Nachricht. Die Geschichte der Nachrichtenagenturen in Österreich*. Wien.
- Göock, R. (1988). *Die großen Erfindungen. Nachrichtentechnik, Elektronik*. Künzelsau.
- Holtorf, C. (2013). *Der erste Draht zur Neuen Welt. Die Verlegung des transatlantischen Telegrafenkabels*. Göttingen.
- Larson, E. (2007). *Marconis magische Maschine. Ein Genie, ein Mörder und die Erfindung der drahtlosen Kommunikation*. Frankfurt am Main.
- Neutsch, C. (1998). Erste „Nervenstränge des Erdballs“: Interkontinentale Seekabelverbindungen vor dem Ersten Weltkrieg. In: Teuteberg, H. & Neutsch, C. (Hg.), *Vom Flügeltelegraphen zum Internet. Geschichte der modernen Telekommunikation*. Stuttgart, S. 47-66
- Pfabigan, A. (2016). *Mord zum Sonntag. Tatortphilosophie*. Salzburg, Wien.
- Postman, N. (1992). *Das Technopol. Die Macht der Technologien und die Entmündigung der Gesellschaft*. Frankfurt am Main.
- Postman, N. (1994). *Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*. Frankfurt am Main.

Zeitungen/Zeitschriften

- AZ Arbeiter Zeitung
DP Die Presse
DZ Die Zeit
DZ/A Die Zeit/Abendblatt
GV/A Grazer Volksblatt/Abendausgabe
IKZ Illustrierte Kronen Zeitung
NFP Neue Freie Presse
NWJ Neues Wiener Journal
NWT Neues Wiener Tagblatt
NWA Neues Wiener Abendblatt
P Postrundschau
PT Prager Tagblatt
ZPT Zeitschrift für Post und Telegraphie

Wolfgang Pensold,

Mag. Dr., Medienhistoriker. Kustos im Technischen Museum Wien für historische Massenmedien und Kurator der permanenten Ausstellung *medien.welten*. Forschungs- und Publikationstätigkeit zur Geschichte des modernen Mediensystems im österreichischen Raum seit der Neuzeit, zur österreichischen Presse- und Nachrichtenagenturgeschichte, zur Rundfunk- und Fernsehgeschichte in Österreich, zur Geschichte des NS-Films, der Geschichte der Nachrichtentechnik und der Verschlüsselungsmaschine Enigma, zur Geschichte der Fotografie und des Fotojournalismus sowie zum öffentlichen Propagandadiskurs zwischen Österreich und Serbien während des vergangenen Jahrhunderts. Aktuelles Projekt: Eine Geschichte der Telegrafie in Österreich.

Questioning the User-Researcher Dichotomy

Situatedness of Knowledge and Power Structures in Research on Technology¹

Julia Himmelsbach²

AIT Austrian Institute of Technology GmbH, Center for Technology Experience

Diotima Bertel²

SYNYO GmbH

Manfred Tscheligi

AIT Austrian Institute of Technology GmbH, Center for Technology Experience & University of Salzburg, Center for Human-Computer Interaction

Abstract

With the third wave of Human-Computer Interaction, awareness of considering the social context of individuals – in short, the situatedness of knowledges – started to establish. Building on Donna Haraway's situatedness of knowledges and feminist technology research, we argue that hierarchies are reflected in the supposed dichotomy user-researcher, and, consequently, have to be deconstructed to enable implementation of epistemological premises of the situatedness of knowledge. We aim to contribute by introducing the concept of ‚user-researcher‘.

Our societies are shaped by dichotomies of western philosophy, such as male-female, culture-nature, subject-object, or mind-body, which manifest themselves in the technologies we use in our everyday lives. Technologies are developed with a specific intention. Moreover, the development process and the contexts as well as the developing person(s) shape the results and outcomes. Thus, the researchers and developers, as well as the intended users, play a major role in this process. While we can observe that these formerly granted and apparently clear boundaries and their underlying hierarchies happen to be increasingly questioned, there are still hidden inequalities and power structures. In this article, we put our focus on the dichotomy of ‚users‘ and ‚researchers‘, two actors involved in research and development of technologies who are defined by

a clear hierarchy. With this article, we intend to question this concept and point out the inequality that is inherent in the idea of two actors that are dependent on each other in a reversed hierarchy.

The dominant concept of users has undergone many changes over time, nonetheless due to technical innovations or existing and widespread technologies. The roots of the scientific study of people interacting with technology – and thus research concerning users – can be traced back to disciplines such as philosophy, physiology, medicine, psychology, and most importantly ergonomics in the 18th and 19th century. Also disciplines such as physics, electrical and electronic engineering, control engineering, information theory, and mathematical logic formed control engineering and information theory in the 19th

¹ This article is based on a concept developed for a position paper presented at the CHI '19 Workshop *Standing on the Shoulders of Giants: Exploring the Intersection of Philosophy and HCI* (Bertel & Himmelsbach, 2019).

² Both authors, Julia Himmelsbach and Diotima Bertel, contributed equally to this paper.

century (Shackel 2009 [1997]). Even though specialized tools were developed in particular for artisans long before, one of the first times that scientific methods were applied to the handling of machines was in the context of Frederick Taylor's principles of scientific management and assembly line work (Grudin 2005). World War I and World War II had a significant impact on the research of users, whereby the focus of interest was first on training and later on the adaptation of equipment to users. These developments continued and led to the establishment of the Human Factors Society in the USA in 1957 and more technically oriented societies, such as the *International Federation for Information Processing* (IFIP) in 1960 under the auspices of UNESCO and the *Association for Computing Machinery* (ACM) in the USA in 1946.

The research field expanded to new application areas, primarily industry and workplaces but still, technology was developed by specialists and users had to become computer specialists in order to use the technology. In the 1960s, the user concept was first extended. The decisive reason was the development of commercial mini-computers and time-shared, multi-access systems also available for non-expert users. As a consequence, researchers started to investigate ergonomic issues related to non-computer professionals. The development of micro-computers in the 1970s and their widespread use from the 80s onwards, as well as portable devices in the 1990s further promoted this development. More and more people with different backgrounds used computers and interest in human-machine interaction increased. Thus, the research field Human-Computer Interaction (HCI)³ established (Shackel 2009 [1997]). During this first wave of HCI research, investigations focused on identifying concrete problems of interaction (Harrison, Tatar & Sengers 2007); users were seen as a component in a rational machine in the 1970s and in the 1980s as a source of error (Kuutti 2001). As the research aimed at objectivity, experimental study designs were preferred (Duarte & Baranauska 2016).

In line with the growing usage of computers in workspaces, the HCI focus shifted to the work application area during the second wave

(Bødker 2006). Anthropology, micro-sociology (Kuuti 2001), and, most importantly, cognitive psychology gained influence and research aimed at understanding the users' minds and information processing (Harrison et al. 2007). Research practices were characterized by dualism (i.e., participant and researcher supposed to be independent) and striving for objectivity aiming to identify universal laws, but besides (quasi) experimental study designs, mental aspects were also studied in more naturalistic settings (Duarte & Baranauska 2016). With the second wave, participatory technology development started to establish (Bødker 2006), where researchers actively involved users and started to collaborate on applied research. The concept of users shifted towards partners in social interaction in the 1990s (Kuuti 2001), but still, pragmatic aspects of HCI were at the center of attention (Harrison et al. 2007).

In contrast, the third wave of HCI recognized that users are emotional beings and that emotions are relevant in human-machine interaction (Bødker 2006; Harrison et al. 2007). This development is parallel to the increasing orientation to marketing rationalities, which have been promoted by further diffusion in everyday and non-professional life, and users are therefore often understood as consumers (Kuuti 2001). Beside the risk of "treat[ing] the user as faceless figures belonging to various market segments" (Kuuti 2001), focusing on lived experiences offers new ways of research. Thus, researchers started to actively engage and interact with users striving for transformations, emancipation and empowerment (Duarte & Baranauska 2016).

With our article, we aim at provoking a discussion within the scientific community dealing with technology usage, human-computer interaction, and computer-mediated communication. By exploring what situatedness of *knowledges* could mean in this context and suggesting the introduction of the concept of 'user-researcher', we aim at contributing to the epistemological discussion and unveiling existing power structures and hierarchies that characterize user involvement in technology-related research. We intend to inspire reflection processes on a methodological

³ HCI deals with the relationship between humans and computers from a very practical perspective. In detail, HCI "is [...] concerned with the design, evaluation and

implementation of interactive computing systems for human use and with the study of major phenomena surrounding them" (Hewett et al. 1992, 5).

and epistemological level to provide a basis for advancing user involvement and participatory design. Given the position of power, which indeed we have as researchers, it is a challenge to reflect notions of our selves and our actor identity. While it is tempting to keep such a position of power, it is our responsibility to critically engage with this issue. Such research approaches could contribute to realizing the proclaimed potential of transformations, emancipation and empowerment.

The Establishment of Situatedness and Practices in HCI

With the third wave of Human-Computer Interaction research, awareness of the importance to consider the social context of individuals established (Bødker 2015; Harrison, Tatar & Sengers 2007). Researchers started to pay attention to the construction of meaning to overcome the focus on supposedly objective data (Harrison et al. 2007). Scientists and practitioners began to acknowledge and even make use of their influence on scientific processes and outcomes (Duarte & Baranauskas 2016). In line, the concept of situatedness was introduced. In fact, Steve Harrison, Deborah Tatar, and Phoebe Sengers (2007, 2) called the third wave “situated perspective”, underlining the importance of the concept. Even though since then several authors have recognized the potential of feminist epistemology and the idea of the situatedness of knowledge (Bardzell & Bardzell 2011; Harrison et al. 2007; Muller 2011), the discussion on situatedness is focused on *users* rather than researchers. Introducing the concept to HCI, Harrison and colleagues state:

Following Haraway's definition (1988), the term situated knowledges refers to the idea that people's understanding of the world, themselves, and, in the case of HCI, interaction is strongly informed by their varying physical and social situations. Designing interaction, then, moves from attempting to establish one correct understanding and set of metrics of interaction to studying the local, situated practices of users, taking into account

but not adjudicating the varying and perhaps conflicting perspectives of users.”
(Harrison et al. 2007, 6)

Throughout the article, the authors seem to focus on the situatedness of users in contrast to researchers or, in general, knowledge. The latter are rhetorically presented as a mere consequence and, thus, seem to be of secondary interest only: “If users’ knowledge is situated, so is that of the researchers studying them.” (Harrison et al. 2007, 6).

With the further evolution of the research field, the lack of diversity of researchers became a subject of discussion. For instance, Pamela Wisniewski, Geraldine Fitzpatrick, and Michael Muller (2018) organized a panel at the flagship HCI conference, the ACM Conference on Human Factors in Computing Systems (CHI), 2018 to promote discussions of matters of inclusion within the scientific community. Angelika Strohmayer, Rosanna Bellini, Janis Meissner, et al. (2018) initiated the #CHIiversity campaign to draw attention to feminist agendas at CHI 2017. Initiatives such as HCI AcrossBorders (HCIxB) aim at fostering transnational and transdisciplinary research (Kumar et al. 2016). These approaches strive for social justice and inclusion or facilitating collaborations. They often make use of feminist and/or intersectional⁴ (Crenshaw 1982; see also e.g., Mccall 2005; Yuval-Davis 2006; for HCI see e.g., Schlesinger, Edwards & Grinter 2017) approaches but apply such theories practically and goal-oriented, not epistemologically, for the fight for equality.

With regard to research publications, respective information is usually framed as self-disclosure in the methodology section or separate sub-sections. Self-disclosures usually focus on individual relationships with participants, researcher values, or author-subject power dynamics (Schlesinger, Edwards & Grinter 2017). Being an important first step toward intersubjective traceability of the meaning-construction processes, such a framing lacks epistemological grounding. Furthermore, such self-disclosure usually remains implicit. Indeed, transparency alone is not enough given

⁴ Intersectionality was first coined by Kimberlé Crenshaw (1982), and describes the fact that social categories, e.g. race, class, sexual orientation, age, and gender are interconnected. The concept can be described as the “lens through which you

can see where power comes and collides, where it interlocks and intersects” (Crenshaw 2017) and where different social and political identities overlap to showcase discrimination and disadvantages faced by individuals.

that situatedness is never completely knowable and reportable (Clarke, Briggs, Light & Wright 2016). In contrast, an epistemological approach goes beyond the individual positions recognizing scientific practices from a meta perspective.

However, the situatedness of the users seems not only to be the problem to which Harrison and colleagues (2007) draw our attention, it also might be the solution. One of the main purposes of user involvement is to gather insights into experiences not available to the researcher in her individual context. Thus, it acts as a *corrective* for the inevitably restricted perspectives, as well as limited diversity within the scientific community. Nevertheless, research practices do not account for this aim. Recent analyses of published CHI articles showed that only a limited set of diversity dimensions considered in CHI publications (Himmelsbach, Schwarz, Gerdenitsch, Wais-Zechmann & Tscheligi 2019) and research often does not address the complexity of social identities and categories (Schlesinger et al. 2017). More importantly, such arguments suggest that one's own situatedness is not seen as an essential part of the scientific process, but rather an aspect to be corrected. Objectivity in this sense is a disembodied practice that negates the relevance of the researcher's person.

In summary, current discussions within the field and in the scientific community draw attention to the need of considerations of situatedness of knowledge. Harrison et al. (2007) mention Donna Haraway only once in their article, indicating that an extensive discussion of implications and epistemology was not the focus of their examination. Nevertheless, implications for scientific *knowledges* are an emerging issue and challenge. So far, user involvement was conceptualized as a corrective. However, Donna Haraway's situatedness of knowledge has much greater potential for a philosophically informed future agenda for research and enables a new premise of embodied objectivity if applied rigorously.

Potential of Situatedness of Knowledges for HCI: Dichotomies & Hierarchies

Feminist epistemology (Haraway 1988; Harding 1991) puts the focus on the embeddedness of science in a society and the fact that scientific knowledge is dependent on its (individual)

holder, as well as her personal, political and scientific background, gender, institutional, societal, and geographical context, and other categories of influence. As such, Haraway offers a tool for

“deconstructing the truth claims of hostile science by showing the radical historical specificity, and so contestability, of every layer of the onion of scientific and technological constructions”
(Haraway 1988, 587),

a way to go beyond showing bias in science. Applying the metaphor of 'vision', a gaze cannot come from nowhere. Haraway thus argues a “doctrine of embodied objectivity” (Haraway 1988, 581), countering the unmarked category claims of power to see and not be seen. Thus, “feminist objectivity means quite simply *situated knowledges*” (Haraway 1988, 581). As such, there is not one (true) knowledge but *knowledges*.

In HCI, important work has been done in terms of questioning the idea of objective knowledge, which is often understood “as a ‘virtue’ and a ‘symptom of good science’” (Bardzell & Bardzell 2011, 676). Such definition of objectivity requires

“a scientist's bracketing of the self, that is, excluding from scientific analysis one's values, goals, fears, and hopes – in short, one's perspective as a living individual.”
(Bardzell & Bardzell 2011, 676; see also Clarke, Briggs, Light & Wright 2016).

There is no “god trick of seeing everything from nowhere” (Haraway 1988, 581, 581); yet, remains of such thinking still exist. Although the active consideration and awareness of context in HCI (Harrison, Tatar & Sengers 2007) is an important first step, it does not address the full epistemological impact of Donna Haraway's work.

Based on feminist and queer methods in HCI (Bardzell & Bardzell 2011; Light 2011; Muller 2011), focusing on participatory methods empowering research subjects and including the researcher ‘as a person’, feminist epistemology bears the potential for an epistemological rethinking of HCI. As argued, HCI is neither value-free nor neutral (Bardzell & Bardzell

2011; Clarke et al. 2016). In line with Haraway's approaches, an understanding of the researcher's perspective as 'neutral' even obfuscates the power structures with which all research is entangled. Understanding one's own position as situated and consequently embracing the subjective position allows to reveal those underlying power structures. Exceeding merely showing bias in science, as outlined above, Haraway intends to unmask "doctrine of objectivity" (Haraway 1988, 578). (Embodied) objectivity is achieved when a scientist seeks the subject position; it is *positioned* rationality (Haraway 1988). However, situated knowledges are about communities, not individuals.

We argue for the need to shed light on the *concepts* of the actors involved, i.e. the user and the researcher, shifting the discussion to the situatedness of *knowledges*, not individuals. The relationship between user and researcher constitutes itself as inseparable: the researcher needs the user for her actor identity, even if she focuses on, e.g., context or technology and aims at bracketing the user. The user as a 'research object' is always present as an explicit or implicit part of the research aspirations and thus process. This relationship is not neutral: Haraway reveals the *charged* dichotomies that are inherent in Western cultural narratives about objectivity, such as mind and body, distance and responsibility, subject and object, male and female (Haraway 1988). We believe, in line with Haraway, that said hierarchies and power structures are reflected in the seeming dichotomy user-researcher. Hearing the voice of the user(s) (Muller 2011) is a first step, but still carries a hierarchy of knowledge and power. The power of interpretation lies with the researching subject, who is always hierarchically placed above the researched.

When Ko-Le Chen, Rachel Clarke, Teresa Almeida, et al. ask "How can we negotiate ethically the relations of power which separate 'the researcher' from 'the researched'?" (Chen, Clarke, Almeida, Wood & Kirk 2017, 2083), our answer lies in avoiding those "binary oppositions" (Haraway 1988, 581), dissolving the border between user and researcher. This means to abstain from focusing on what Haraway (1988, 583) calls "subjugated", and, thus, innocent standpoints which cherish the illusion of objectivity. Consequently, we argue to deconstruct

the opposition between users and researchers, because it is an *imagined* opposition to transport hierarchy, and because this categorization falls short to grasp the multitude of categories that influence a specific position – from gender to race to society and culture.

Towards 'user-researcher' as an inseparable element of HCI

Based on the epistemological premises of the *situatedness of knowledges*, we argue to overcome the binary opposition between researcher and user in HCI, exploring an even more radical approach that deconstructs those categories on an epistemological level, and plays with ambiguity (Bødker 2015). We believe that the adherence to this supposed dichotomy is a reason for the shortcomings in research practices which aim to correct the implications of the situatedness of researchers. In addition to concrete methodological considerations and actions towards inclusion, taking a meta perspective on epistemological processes beyond individual positions offers epistemological rethinking of future philosophically informed research on technology usage, human-computer interaction and mediated communication. We aim to contribute by introducing the concept of 'user-researcher'.

The combination of the two terms in the tradition of Donna Haraway makes visible that the two concepts cannot be thought separately. Naming the user first should break with the inherent hierarchy on a linguistic level. From our perspective, this concept must meet three premises: First, we have to acknowledge the *conceptuality* of the actors involved, i.e. the user and the researcher, which is always charged. Second, we argue that we should conceptualize user-researcher as an *inseparable unit* which is always present. Third, we should move towards a *situatedness of knowledges*, which always goes *beyond the individual*.

We encourage reflecting how the concept of the researcher in relation to the user unfolds in the research process shaping our understanding of both. We have to reveal the obvious and simultaneously hidden hierarchical dichotomy in order to dissolve it. Re-interpreting existing knowledge based on the concept and its premises, we gain a new understanding of the research field, allowing a rethinking of – as of yet still

unavoidable – power structures from the start, thus avoiding “binary oppositions”. The user is not only co-researcher and the researcher may also be user; both actor identities have elements of each other, constitute mutually and yet are one. Consequently, this means not to hide behind the concept of user involvement but aiming towards an understanding of ‚user-researcher‘ as an integral element of research involved in all stages regardless if the user is the focus of investigations and beyond methodological considerations of empirical user studies. User involvement, then, is not just a corrective but a fundamental and – more importantly – epistemological part of research.

Applying the concept of ‚user-researcher‘ could help us to understand and even explain research practices in the past and inform future design and research activities.

Acknowledgements

This research is partially conducted as part of the EUNOMIA H2020 project funded under Grant Agreement No. 825171 and the GenSaTion project funded by the Austrian Federal Ministry for Climate Action, Environment, Energy, Mobility, Innovation and Technology (BMK) and carried out within the „Talente“ programme.

Bibliography

- Bardzell, S., & Bardzell, J. (2011). Towards a Feminist HCI Methodology. *Social Science, Feminism, and HCI. Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems – CHI '11*, pp. 675-684. <https://doi.org/dc47ft>
- Bertel, D. & Himmelsbach, J. (2019). Questioning the User-Researcher Dualism: Premises of the Situatedness of Knowledge in HCI. In: Su, N. M., V. Kaptelinin, J., Bardzell, S., Bardzell, J., Brubaker, A. Light et al. (Eds.), *CHI '19 Workshop: Standing on the Shoulders of Giants: Exploring the Intersection of Philosophy and HCI*, pp. 1-5. Glasgow. Available at: https://authentic.sice.indiana.edu/philosophy-hci-workshop/papers/P06-Bertel_Himmelsbach.pdf
- Bødker, S. (2015). Third-wave HCI, 10 years later-participation and sharing. In: *Interactions*, 22 (5), pp. 24-31. <https://doi.org/10.1145/2804405>
- Chen, K.-L., Clarke, R., Almeida, T., Wood, M. & Kirk, D. S. (2017). Situated Dissemination through an HCI Workplace. In: *Proceedings of the 2017 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems – CHI '17*, pp. 2078-2090. <https://doi.org/10.1145/3025453.3025696>
- Clarke, R., Briggs, J., Light, A. & Wright, P. (2016). Situated Encounters with Socially Engaged Art in Community-based Design. In: *Proceedings of the 2016 ACM Conference on Designing Interactive Systems – DIS '16* (pp. 521-532). New York, USA. <https://doi.org/10.1145/2901790.2901882>
- Crenshaw, K. (1982). Demarginalizing the intersection of race and sex – A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory and antiracist politics. In: *University of Chicago Legal Forum 1989*, pp. 139-167.
- Crenshaw, K. (2017). *Kimberlé Crenshaw on Intersectionality, More than Two Decades Later*. Available at: <https://www.law.columbia.edu/news/archive/kimberle-crenshaw-intersectionality-more-two-decades-later> (30.06.2020)
- Duarte, E. F. & Baranauskas, M. C. C. (2016). Revisiting the Three HCI Waves. In: *Proceedings of the 15th Brazilian Symposium on Human Factors in Computer Systems – IHC'16*, (October), pp. 1-4. <https://doi.org/10.1145/3033701.3033740>
- Grudin, J. (2005). Three Faces of Human-Computer Interaction. In: *IEEE Annals of the History of Computing*, 27 (4), pp. 46-62. <https://doi.org/10.1109/MAHC.2005.67>
- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, 14 (3), pp. 575-599. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Harding, S. (1991). *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives*. Ithaca, New York.
- Harrison, S., Tatar, D. & Sengers, P. (2007). The three paradigms of HCI. In: *Alt. Chi. Session at the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems*, pp. 1-18.
- Hewett, T. T., Baecker, R., Card, S., Carey, T., Gasen, J., Mantei, M., Perlman, G., Strong, G. & Verplank, W. (1992). *ACM SIGCHI Curricula for Human-Computer Interaction*. New York. <https://doi.org/10.1145/2594128>
- Himmelsbach, J., Schwarz, S., Gerdenitsch, C., Wais-Zechmann, B. & Tscheligi, M. (2019). Do We Care About Diversity in Human Computer Interaction. A Comprehensive Content Analysis on Diversity Dimensions in Research. In: *Proceedings of the 2019 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems – CHI '19*. <https://doi.org/https://doi.org/10.1145/3290605.3300720>
- Kumar, N., Dray, S., Dearden, A., Dell, N., Densmore, M., Grinter, R. E., Zhengjie, L., Rocha, M. A. M., Peters, A., Sari, E., Thies, W., Medhi-Thies, I., Tucker, W. D., Valderrama Bahamondez, E. & Wyche, S. (2016). Development Consortium: HCI Across Borders. In: *Proceedings of the 2016 CHI Conference Extended Abstracts on Human Factors in Computing Systems – CHI EA '16*, pp. 3620-3627. New York, USA. <https://doi.org/10.1145/2851581.2856507>
- Kuutti, K. (2001). Hunting for the lost user: From sources of errors to active actors – and beyond. In: *Cultural Usability Seminar, Media Lab, University of Art and Design*. Helsinki.
- Light, A. (2011). Interacting with Computers HCI as heterodoxy. Technologies of identity and the queering of interaction with computers. In: *Interacting with Computers*, 23 (5), pp. 430-438. <https://doi.org/10.1016/j.intcom.2011.02.002>
- Mccall, L. (2005). The Complexity of Intersectionality. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, 30 (3), pp. 1771-1800.

- Muller, M. (2011). Feminism asks the “Who” questions in HCI. In: *Interacting with Computers*, 23 (5), pp. 447-449. <https://doi.org/10.1016/j.intcom.2011.02.001>
- Schlesinger, A., Edwards, W. K. & Grinter, R. E. (2017). Intersectional HCI: Engaging Identity through Gender, Race, and Class. In: *Proceedings of the 2017 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems – CHI '17*, pp. 5412-5427. New York, USA. <https://doi.org/10.1145/3025453.3025766>
- Shackel, B. (2009 [1997]). Human – computer interaction – Whence and whither? In: *Interacting with Computers*, 21 (5-6), pp. 353–366. <https://doi.org/10.1016/j.intcom.2009.04.004>
- Strohmayr, A., Bellini, R., Meissner, J., Mitchell Finnigan, S., Alabdulqader, E., Toombs, A. & Balaam, M. (2018). #CHIiversity. In: *Extended Abstracts of the 2018 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems – CHI '18*, pp. 1-10. <https://doi.org/10.1145/3170427.3188396>
- Wisniewski, P., Fitzpatrick, G., & Muller, M. (2018). Intersectionality as a Lens to Promote Equity and Inclusivity within SIGCHI. In: *Extended Abstracts of the 2018 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems – CHI '18*, Panel 08. ACM, pp. 1-6. <https://doi.org/10.1145/3170427.3186324>
- Yuval-Davis, N. (2006). Intersectionality and feminist politics. In: *European Journal of Women's Studies*, 13 (3), pp. 193-209. <https://doi.org/10.1177/1350506806065752>

Julia Himmelsbach,

Mag.^a phil., Scientist at AIT, has a background in Communication Science. She focusses on critical diversity studies in HCI, technological innovations contributing to social equality and inclusion as well as user involvement of vulnerable or marginalized user groups. In her research, she applies intersectional approaches considering the complexity of social categories, such as age, gender or education.

Diotima Bertel,

Mag.^a, is a Researcher & Project Coordinator at SYNYO GmbH. She has a background in Communication Science, Philosophy and Comparative Literature. In her research, she focusses on the intersection of science, society and technology, the social and societal impacts of technology, as well as the individual to societal, ethical to epistemological implications of technology. She has experience in national and European research projects.

Manfred Tscheligi,

Univ. Prof. Dr., has been working in the area of Interactive Systems, Human Computer Interaction, Usability Engineering, User Interface Design and User Experience Research for more than 20 years. He is pioneer in establishing this field in Austria, author of several publications and distinguished speaker at conferences. He successfully managed numerous research and industrial projects and was responsible in establishing national and international initiatives. Manfred Tscheligi is Head of the Center for Technology Experience at AIT. He is also founder of the research organization CURE and Full Professor for Human-Computer Interaction & Usability at the University of Salzburg (Center for Human-Computer Interaction). Further, he is leading the Christian Doppler Laboratory for Contextual Interfaces at the University of Salzburg.

Research Corner

AutorInnen-Autorität und literarische Tabubrüche im Holocaust¹-Diskurs

Fiktive Zeugnisliteratur aus TäterInnenperspektive als Herausforderung für die deutschsprachige Rezeption

Katrin Kühnert

Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft, Universität Wien

Abstract

Künstlerischen Bearbeitungen des Holocaust wird mit einem komplexen Erwartungshorizont begegnet und Abweichungen bergen hohes Skandalpotenzial. Die thematische Analyse der feuilletonistischen und literaturwissenschaftlichen Rezeption von Holocaust-Texten, die als Tabubruch wahrgenommen werden, lässt die ungeschriebenen Regeln dieses Diskurses verstärkt hervortreten. Der AutorInnen-Instanz kommt in der Bewertung bedeutendes Gewicht zu und das Überleben des NS-Massenmords als (jüdisches) Opfer bietet hierbei die größtmögliche Legitimation. Für diesen Beitrag werden zeitlich gestaffelt, drei fiktive Zeugnistexte aus TäterInnenperspektive analysiert, deren Autoren in unterschiedlicher Verbindung zur NS-Zeit stehen. Der Fokus liegt auf der Aufnahme im deutschen Sprachraum, wo sich im internationalen Vergleich ein sensibilisierter Umgang offenbart. Die Untersuchung von Jorge Luis Borges' *Deutsches Requiem* (1946), Edgar Hilsenraths *Der Nazi & der Friseur* (1971) und Jonathan Littells *Die Wohlgesinnten* (2006) basiert auf der neueren Rezeptionsforschung und der pragmatischen Texttheorie und zeigt die dominierende Forderung nach Authentizität im Holocaust-Diskurs.

Das 75-jährige Gedenkjahr an das Ende des Zweiten Weltkrieges führt in medialer, literarischer und wissenschaftlicher Hinsicht die anhaltende Präsenz dieses historischen Abschnitts vor Augen. Die künstlerische Ver- beziehungsweise Aufarbeitung des NS-Massenmords stellt sich komplexen Erwartungshaltungen und Anforderungen der überlebenden Opfer, wie auch der kriegsbeteiligten Nationen. Die dominierenden Ansprüche bei der Bewertung von Holocaustdarstellungen quer durch alle Künste sind „Authentizität, Wahrhaftigkeit, moralisch[e] Integrität und Beglaubigung durch Autorschaft“ (Martínez 2004, 9). Brüche mit diesen ungeschriebenen Regeln lassen sich an den Reaktionen der Literaturkritik prompt ablesen. Vor allem im deutschsprachigen Raum ist hierzu,

aufgrund der spezifischen Vergangenheit und Gedächtniskultur, ein sensibilisierter Umgang zu beobachten.

Die folgende Analyse behandelt drei fiktive Bekenntnistexte von NS-Tätern, die durch ihren gestaffelten Publikationszeitpunkt Vergleiche zwischen unterschiedlichen Zeitkontexten zulassen. Das Augenmerk liegt auf der Phase der feuilletonistischen Erst-Rezeption, erweitert um die bisherige literaturwissenschaftliche Forschung. Weiters fokussiert die Untersuchung auf den deutschsprachigen Raum, die internationale Aufnahme der Texte wird aber als Vergleichsgröße herangezogen. Um ein umfassendes Bild des jeweiligen Rezeptionsverlaufes und der thematischen Schwerpunkte darlegen zu können, wird zu einem großen Teil auf bereits bestehende For-

¹ Unter Holocaust wird hier die komplette nationalsozialistische „Rassen“- und Verfolgungspolitik innerhalb des gesamten NS-Einflussgebiets verstanden und umfasst sowohl alle Opfer(gruppen) als auch jegliche Verfolgungshandlungen,

beginnend mit den ersten Ausgrenzungsmaßnahmen 1933 bis hin zum Massenmord. Diesem Begriffsverständnis folgt u.a. die Europäische Union und die Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der JLU Gießen.

schung zurückgegriffen. Holocaust-Literatur aus TäterInnenperspektive liegt zwar rein quantitativ in einem eher geringen Umfang vor, erfährt jedoch oft große öffentliche Aufmerksamkeit, bedeutet sie doch, dass TäterInnen im Mittelpunkt stehen. Im Gegensatz zur Geschichtswissenschaft ist die Auseinandersetzung damit in der Literaturwissenschaft durch einen langsameren Entwicklungsprozess gekennzeichnet. Der hier gewählte rezeptionsgeschichtliche Ansatz stützt sich auf die neuere Rezeptionsforschung und die pragmatische Texttheorie. Literarische Primärtexte werden somit als Kommunikationsangebot verstanden und die Nichtprogrammierbarkeit der Rezeption vorausgesetzt. Dabei folgt dem Verstehen – der Perzeption – die Interpretation und der Abgleich mit der Erwartungshaltung. Die Aufnahme von Literatur ist ein Rezeptionsbereitschaft voraussetzender Prozess, der im Normalfall direkt nach der Publikation vonseiten der professionellen Lesenden der Literaturkritik und mit etwas Verzögerung der Literaturwissenschaft erfolgt.

Frühe Holocaust-Literatur eines argentinischen Zeitgenossen

Während des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses erschien in der argentinischen Zeitschrift *Sur* im Februar 1946 die Erzählung *Deutsches Requiem*. Jorge Luis Borges porträtiert darin den stellvertretenden KZ-Kommandanten Otto Dietrich zur Linde in der Nacht vor seiner Hinrichtung. Zum Entstehungszeitpunkt waren zwar bereits viele Gräueltaten der NationalsozialistInnen bekannt, jedoch die Frage nach den literarischen Möglichkeiten einer Repräsentation noch nicht gestellt (Rath 2011, 223). Allerdings setzte sich schon Borges damit auseinander und wählt etwa für die Beschreibung von Foltermethoden im Konzentrationslager eine später häufig auftretende Kombination aus Erzählen und Verschweigen. Auch die Lückenhaftigkeit von Holocaust-Zeugnissen, die später von einigen Überlebenden wie Elie Wiesel oder Primo Levi beschrieben wird, thematisiert er bereits. Diese Leerstelle entsteht aufgrund der Ermordung der sogenannten *vollständigen* ZeugInnen, anstelle derer *Pseudo-ZeugInnen* – die Überlebenden – sprechen (Agamben 2003, 30). In *Deutsches Requiem* ist die einzige Möglichkeit etwas über das Schicksal des von zur Linde zu Tode gefolterten David Jerusalems zu erfahren, der Bericht seines Mörders. Beide sind überdies nicht als einzelne

Personen zu verstehen, sondern personifizieren den Archetyp der jüdischen Opfer beziehungsweise NS-TäterInnen (Stavans 2016, 41). *Deutsches Requiem* stieß nicht nur zeitgenössisch auf große Ablehnung, sondern wurde auch in der Literaturwissenschaft lange Zeit negiert (Rath 2011, 216). Der prominenteste Auslöser der negativen Rezeption ist die Darstellung eines intellektuellen und reuelosen NS-Täters. Zur Linde legt ausführlich seine geistige Entwicklung offen, die sich aus der Leidenschaft für Musik (u.a. Brahms, Schopenhauer) und Metaphysik (v.a. Spengler, Nietzsche) sowie der Verehrung von Shakespeare zusammensetzt. Wie als Drohung weist der Protagonist auf jene Werke, die er mit großer Begeisterung studiert hat und zu welcher grausamen Taten er dennoch in der Lage war:

„Wenn je ein Mensch voll Staunen, in Rührung und Dankbarkeit erschauernd, vor einer Stelle im Werk dieser Glücklichen verharrt, mag er wissen, daß auch ich, der Abscheuliche, dort verweilte.“

(Borges 2000, 311)

Borges selbst verehrte einige dieser Intellektuellen und versucht mit ihrer Erwähnung in *Deutsches Requiem* die Vereinnahmung verschiedener KünstlerInnen durch die NationalsozialistInnen aufzuzeigen (Wögerbauer 2004, 158f). Das Bild eines gebildeten und gleichzeitig überzeugten NS-Täters, der mit philosophischen Argumenten seine Gesinnung begründet und verteidigt, erscheint – mit Rückgriff auf einen Kernbegriff Borges' – *unheimlich*. Der von Borges in den 1920er-Jahren entwickelte Gedanke, dass Barbarei durch Kultur substituiert werden könne, erwies sich in den folgenden beiden Jahrzehnten erschreckend klar als falsch. Die „zivilisierte Barbarei des Nationalsozialismus“ bildet für Borges das Zentrum von *Deutsches Requiem*. Dass zur Linde keinerlei Schuldgefühle empfindet bedingt eine bei LeserInnen und KritikerInnen hervorgerufene Irritation und einen Tabubruch (Hanke-Schaefer 2007, 101f; 138). Die der Erzählung inhärente Logik und leidenschaftliche Rede des Protagonisten wurden von zeitgenössischen KritikerInnen als zu nahe an einer Rechtfertigung der NS-Ideologie aufgefasst (Pozueta 2009, 220). Das Unverständnis verstärkte sich verständlicherweise zusätzlich durch Borges' Weigerung direkt vor oder nach dem Text eine klare, den Nationalsozialismus ablehnende Erklärung beizufügen (Aizenberg 2005,

52). Im abschließenden Epilog von *El Aleph*, wo *Deutsches Requiem* 1949 erstmals inkludiert wurde, legt Borges aber schließlich den Entstehungsgrund des Textes und seine Einstellung zum Nationalsozialismus offen:

„Im letzten Krieg konnte niemand so sehr wie ich wünschen, daß Deutschland niedergezwungen würde; niemand konnte so sehr wie ich das Tragische des deutschen Schicksals empfinden; ‚Deutsches Requiem‘ sucht dieses Schicksal zu verstehen, das unsere ‚Germanophilen‘, die nichts von Deutschland wissen, nicht zu beweinen, ja nicht einmal zu ahnen vermochten.“

(Borges 2000, 387)

Dass sich gerade Borges in einen Täter hinein-denkt und diesem Raum für die Begründung seiner Taten gibt, erschien vielen aufgrund seiner vehementen Ablehnung jeglicher Form des Totalitarismus und seiner Bewunderung der deutschsprachigen Kultur widersprüchlich. Neben ausgewähltem deutschsprachigen Kulturwissen beschäftigte sich Borges auch ausführlich mit dem Judentum und die deutsche Sprache, die Borges sich bei seinem Aufenthalt in der Schweiz während des Ersten Weltkrieges selbst beibrachte, nahm eine bedeutende Rolle in seinem literarischen Werk ein, wie wiederkehrende deutsche Wörter (u.a. Unheimlichkeit, Alptraum, Doppelgänger, Blitzkrieg) in den spanischen Texten belegen. Die Sprachkompetenz erlaubte es Borges außerdem die nationalsozialistische Propaganda und darin auftauchende, spezifische Ausdrücke wie „Lebensraum“ oder „Über-/Untermensch“ ohne die verzerrende Bedeutungsverschiebung einer Übersetzung zu verstehen (Hanke-Schaefer 2007, 7f; 11; 147). Darüber hinaus äußerte er sich, trotz seiner eigenen Auffassung als apolitischer Autor, unmissverständlich zu zwei politischen Themen: dem Peronismus und dem Nationalsozialismus (Wögerbauer 2004, 158). In diversen Zeitschriftenbeiträgen kritisierte Borges zwischen 1933 und 1946 den NS-Staat auf unterschiedliche Weise (Sylvas 2013, 153). In der Frauenzeitschrift *El Hogar* nutzte er seine Rolle als Literaturkritiker und besprach einerseits antisemitische Publikationen negativ und behandelte andererseits im NS-Regime verbotene AutorInnen vermehrt (Hanke-Schaefer 2007, 56). In der kosmopolitischen Zeitschrift *Sur* setzte sich Borges in seinen Beiträgen explizit ablehnend mit dem

Nationalsozialismus auseinander und warnte vor dessen zerstörerischen Einflüssen für Deutschlands kulturelle Sphäre (Wögerbauer 2004, 127). Borges beleuchtet in seinem Werk regelmäßig das „Andere“ oder „Fremde“ – Gauner, Mörder oder Verräter sind keine seltenen Protagonisten – und versucht deren Perspektiven und Sichtweisen literarisch aufzuarbeiten (Hanke-Schaefer 2007, 138). Um Borges' *Deutsches Requiem* zu verstehen, ist dieses Interesse aufschlussreich, neben dem zeitlichen und örtlichen Entstehungskontext – Peróns Aufstieg und die breite Unterstützung des NS-Regimes vonseiten der zahlreichen Germanophilen in Argentinien. Wichtigste Quelle war die mediale Berichterstattung, die aus versucht unemotionalen Schilderungen bestand. Präsent waren zusätzlich direkte Aussagen und Rechtfertigungen von namhaften Tätern aufgrund des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses, den Borges nachgewiesenermaßen verfolgte (Aizenberg 2005, 50). Die Romanfigur zur Linde – ein intellektueller, reueloser und überzeugter Nationalsozialist, der das Gericht und dessen Urteil anerkennt und sich während des Prozesses nicht verteidigt – kann als Gegenentwurf zum, von Borges abgelehnten, Verhalten der meisten Angeklagten interpretiert werden. Immer wieder wurde im Rezeptionsverlauf kritisch hinterfragt, wieso sich Borges als Argentinier und Nicht-Betroffener mit dem Nationalsozialismus beschäftigte, wobei sich bei näherer Betrachtung, wie oben dargelegt, ein ganzes Bündel an Gründen für das Verfassen von *Deutsches Requiem* offenbart.

Erst 1977 interpretierte als einer der Ersten der argentinische Literaturwissenschaftler und Borges-Forscher Jaime Alazraki *Deutsches Requiem* explizit im Kontext des Holocaust. Mit dem Beginn der erzwungenen Aufarbeitung von Argentinien als Zielort für viele NationalsozialistInnen, um sich der rechtsstaatlichen Konsequenz für ihre Verbrechen zu entziehen, und dem Prozess gegen Adolf Eichmann in Jerusalem 1997 veränderte sich auch der Blick auf Borges' Publikationen zu dieser Thematik. Im kulturellen Feld des demokratischen Argentiniens kam die Idee auf, dass Borges' Texte als politische Philosophie gelesen werden können (Aizenberg 2005, 42f). 2004 wagte sich der spanische Literaturwissenschaftler Antonio Gómez López-Quiñones mit seiner Forschung *Borges y el nazismo: Sur (1937-1946)* an eine Analyse zu Borges' Beiträgen in dieser Zeitschrift und der Darstellung des Nationalsozialismus darin.

2005 publizierte schließlich die venezolanische Kulturwissenschaftlerin und Forscherin zu lateinamerikanischer (Holocaust)Literatur sowie Borges-Expertin Edna Aizenberg eine umfassende Untersuchung von *Deutsches Requiem* sowie dessen Rezeption und identifiziert die drei Arten des bisherigen Umgangs mit dem Text: komplette Aussparung, flüchtige Andeutungen oder knappe, negative Erwähnungen (Aizenberg 2005, 35). Neben einer breiteren Thematisierung in spanischsprachiger Forschungsliteratur, behandelt seit den 2000er-Jahren auch vereinzelt die deutschsprachige Literaturwissenschaft Borges' *Deutsches Requiem* ausführlicher und in Zusammenhang mit dem Holocaust.

Groteske und Komik im Roman eines Überlebenden

In Edgar Hilsenraths ehemaliger Heimat Deutschland, aus der er als Jude 1938 vor den NationalsozialistInnen nach Rumänien geflohen war und im ukrainischen Ghetto Moghilew-Podolsk den Zweiten Weltkrieg überlebte, entstand 1968/69 der Großteil von *Der Nazi & der Friseur*. Dieser zweite Roman des Autors handelt von der Lebensgeschichte des NS-Täters Max Schulz. Als SS-Mitglied ist Schulz mit der Ermordung der Jüdinnen und Juden im KZ Laubwalde betraut und nimmt nach Kriegsende die Identität seines zuvor besten Freundes und Juden Itzig Finkelstein an, den er im Konzentrationslager selbst getötet hatte. So kann er zuerst in Deutschland untertauchen und schließlich nach Palästina entkommen, wo er unerkannt seinen Traum von einem eigenen Friseursalon umsetzt. 1971 erfolgte die Erstpublikation im New Yorker Verlag Doubleday & Company mit einer Auflage von 500.000 Stück, die rasch vergriffen war (Socha 2014, 218). Aufgrund des großen Erfolges und der positiven Aufnahme vonseiten der amerikanischen Literaturkritik folgten Ausgaben in Italien (1973), Frankreich (1974) und England (1975) sowie eine Taschenbuchausgabe (1974) und eine weitere Auflage mit dem veränderten Titel *The Nazi Who Lived As A Jew* (1977) in den USA (Hilsenrath 2014, 478). Trotz des großen Erfolgs und des Vorliegens des Manuskripts auf Deutsch, gestaltete sich die Verlagsuche in Deutschland schwierig. Sowohl der Autor als auch zwei renommierte Agenten bemühten sich um eine Publikation. Nach zahlreichen Ablehnungen, unter anderem von Fischer, Rowohlt und Hanser, erklärte sich schlussendlich 1977

der kleine Literarische Verlag Helmut Braun in Köln bereit, den Roman zu publizieren (Vahsen 2008, 52). Eine Notiz des Verlegers am Ende des Buches verweist auf den erwarteten öffentlichen Aufschrei, aufgrund der vertretenen Perspektive eines Täters, der sich darüber hinaus die Identität seines Mordopfers aneignet und dessen strafrechtliche Bestrafung ausbleibt. Schulz wechselt vom Friseur in einem jüdischen Salon zum Massenmörder und wieder zurück zum (vermeintlich jüdischen) Friseur. Hilsenrath porträtiert somit den Lebensabschnitt einer Person, die ähnlich wie viele andere während der NS-Diktatur zum Täter wurde, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aber scheinbar problemlos in die ehemals bürgerliche Existenz zurückkehren konnte (Braun 2014, 475f).

Die thematische Analyse der deutschsprachigen feuilletonistischen Rezeption zeigt, dass die Tabubrüche in *Der Nazi & der Friseur* ein beherrschendes Thema der Besprechungen waren. Sie fordern Diskussionen heraus, die vielfach noch nicht angestoßen waren. Außerdem befürchteten einige KritikerInnen, dass durch den Roman antisemitische Meinungen gestärkt würden, da mit der Opferdarstellung der Jüdinnen und Juden gebrochen wird (Vahsen 2008, 116). Trotz des Skandalpotenzials wurde Hilsenraths Roman vielfach insgesamt positiv besprochen, beispielsweise von Friedrich Torberg (*Die Welt*), dessen eigene Bücher ab 1933 vom NS-Staat verboten wurden und der aufgrund der Eingliederung Österreichs in das NS-Regime als Jude in die USA flüchtete sowie von Heinrich Böll (*Die ZEIT*), der aufgrund seines katholischen Glaubens die NS-Ideologie klar ablehnte und deklariert Antifaschist war (Ibsch 2004, 78). Es folgten weitere deutschsprachige Ausgaben im Guhl Verlag (1978), im Fischer Taschenbuchverlag (1979) und in der Serie Piper (1990) sowie zwölf weitere Ausgaben in anderen Ländern (Hilsenrath 2014, 478). Bei den Reaktionen auf *Der Nazi & der Friseur* darf die Autorität des Autors, der selbst den Holocaust überlebte, nicht unterschätzt werden. Von Anfang an kam Hilsenraths Religionszugehörigkeit und seinem Opferstatus wesentliche Bedeutung zu. Das wurde bereits in der Vermarktung als Legitimationsstrategie angeführt. Im Gegensatz zu seinem Debütroman *Nacht*, in dem er die Lebensumstände in einem Ghetto aus jüdischer Sicht schildert, vollzieht er in seinem zweiten Roman einen Perspektivenwechsel und schreibt aus der Sicht eines NS-Täters. Braun bezeichnet deshalb, zusätzlich zu der

Betonung der Autorität des Autors aufgrund seiner persönlichen Erlebnisse, im nachgestellten Kommentar den Roman als „autobiografisch beglaubigt“ (Braun 2014, 477). Es gab zwar auch kritische Stimmen, die eine automatische Legitimation der Täterperspektive aufgrund Hilsenraths eigenem Erleben des Holocaust als Opfer verwehrt (u.a. Alfred Frankenstein, Friedrich Torberg), diese waren aber weit in der Unterzahl (Vahsen 2008, 148-150). Als einer der großen Tabubrüche wurde in der feuilletonistischen Rezeption die Kombination von Grauen und Groteske angeführt, die ein Novum war und Debatten um die Angemessenheit der Darstellung anfeuerte (Braese 2015, 107). Die deutschsprachige Literaturkritik konnte sich dabei nicht auf eine einheitliche Meinung festlegen. In Amerika und dem europäischen Ausland hingegen wurde in der vorangegangenen Rezeptionsphase die satirische Verarbeitung des Holocaust in *The Nazi & the Barber* sehr positiv aufgenommen (Vahsen 2008, 81). Hilsenraths spezifische Darstellung von Sexualität in Verbindung mit dem Holocaust stellte einen weiteren Hauptkritikpunkt dar. Vor allem von jüdischer Seite schlug Hilsenrath scharfe Ablehnung entgegen und sein Roman wurde als pervers, obszön und pornografisch bezeichnet. Darüber hinaus werde die Wirkung verfehlt, falls überhaupt eine Absicht zugestanden wurde. Andere Rezensionen verschwiegen zwar nicht die abstoßende Wirkung bei der Lektüre, sahen darin aber eine wesentliche Funktion (Vahsen 2008, 130-133). Während sich die Literaturkritik ausführlich zu *Der Nazi & der Friseur* äußerte, blieb der Roman in der literaturwissenschaftlichen Forschung lange unbeachtet. Erst in den 1980er-Jahren setzte hier eine langsame Veränderung ein. Dabei stehen bis heute vor allem die Aspekte des Grotesken/Komischen und die dreiste Übernahme der jüdischen Identität im Vordergrund (Vahsen 2008, 194f; 215).

Ein weiterer Aspekt ist die Figurendarstellung, die kontrovers und teilweise durchaus negativ bewertet wird. Besonders die Personen Max Schulz und Mira (Schulz' Ehefrau in Israel) werden als bedenklich eingestuft und der Vorwurf der Verspottung und Entwürdigung der Opfer angeführt. Generell stimmt der Großteil der LiteraturwissenschaftlerInnen heute aber überein, dass Hilsenrath mit den Tabubrüchen bei der Figurengestaltung vordergründig das Ziel verfolgte, diese einprägsam zu gestalten, um die Vergangenheit vor dem Vergessen zu bewahren.

Der Nazi & der Friseur kann der „Literatur der Mehrschichtigkeit“ zugerechnet werden, da der Autor bei der Konzeption seiner Romanfiguren darauf abzielt Klischees zu enttarnen, indem er sich dieser bedient und sie bewusst durchbricht (Vahsen 2008, 245f; 250). Die Veröffentlichung der deutschsprachigen Neuauflage der Gesamtausgabe von Hilsenraths Werk 2008 führte in der Öffentlichkeit und in der Forschung zu einem Anstieg in der Auseinandersetzung mit diesem bis heute nur gering bekannten Schriftsteller und seinen literarischen Texten (Socha 2014, 221).

Recherche und Faktentreue eines Nachgeborenen

In *Die Wohlgesinnten* folgt man den nachträglichen Aufzeichnungen des Juristen und SS-Obersturmbannführer Dr. Maximilian Aue über die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Er ist deutsch-französischer Abstammung, homosexuell und frühes NSDAP-Mitglied aus Überzeugung. Der amerikanisch-französische Schriftsteller Jonathan Littell verknüpft in seinem Roman die fiktive Lebensgeschichte des Protagonisten mit exakt recherchierten Fakten. Als Hauptquellen dienten ihm dabei die Arbeiten Claude Lanzmanns, Raul Hilbergs und Hannah Arendts, wobei er beispielsweise auch NS-Propagandatekte durcharbeitete (Götzendorfer 2013, 60). Littell gibt detailliert Vorgänge und Geschehnisse wieder und nennt konkrete Orts- und Straßennamen. Sein Protagonist ist an historisch relevanten Schauplätzen vor Ort, er berichtet etwa von den jüdischen Pogromen, von der Ostfront, dem Massaker in Babi Yar und von seinem Einsatz im Kessel von Stalingrad. Nach Aues Präsenz an diesen Kriegsschauplätzen ändern sich bedingt durch eine schwere Kopfverletzung seine Einsatzorte. Die Lesenden begeben sich mit Aue nach Polen und Ungarn in die dortigen Konzentrationslager. Außerdem arbeitet er mit hochrangigen Personen des NS-Regimes zusammen (u.a. Heinrich Himmler, Adolf Eichmann, Rudolf Höß) und trifft kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges Adolf Hitler persönlich im „Führerhauptquartier“ in Berlin. Wie man gleich zu Beginn des Romans erfährt, kann sich der Protagonist nach Kriegsende durch die Annahme einer falschen Identität nach Frankreich flüchten und verbringt dort unerkannt sein restliches Leben.

Bei Aue handelt es sich um einen „Intellektu-

ellen des Regimes“ (Littell & Nora 2008, 23), der eine Vorliebe für französische Klaviermusik hat, Altgriechisch spricht und mit bedeutenden Philosophen, wie Platon, Stendhal, Schopenhauer und Nietzsche, vertraut ist. Er befindet sich nahezu durchgehend an Orten, an denen genozidale Handlungen stattfinden. Dabei legt er aber selten selbst Hand an, sondern beobachtet, beurteilt und schreibt Berichte darüber. Littell selbst stieß bei seinen humanitären Einsätzen im bosnischen und tschetschenischen Kriegsgebiet auf die Bedeutung der Bürokratie und entwirft in *Die Wohlgesinnten* einen solchen Bürokraten (Littell & Nora 2008, 29). Durch die Täterperspektive bietet sich die Möglichkeit einer Innensicht, was laut dem Autor zu einer Auseinandersetzung mit dem eigenen Handeln in vergleichbaren Situationen anregen soll. Außerdem äußert er im Gespräch mit Pierre Nora vor der deutschsprachigen Veröffentlichung die Hoffnung, den Holocaust einer neuen Generation vermitteln und Anknüpfungspunkte herstellen zu können, damit die LeserInnen wieder „Zugang“ zu den Geschehnissen finden und sich „moralisch betroffen fühlen“ (Littell & Nora 2008, 58).

Les Bienveillantes wurde bei der französischen Erstpublikation 2006 im Gallimard Verlag von der Literaturkritik äußerst positiv besprochen und mit über 700.000 verkauften Exemplaren innerhalb der ersten zwei Jahre zum großen Erfolg (Ritte 2008, o.S.). Im gleichen Jahr erhielt Littell, gefördert durch den Autor und Holocaust-Überlebenden Jorge Semprun, den Prix Goncourt. Es folgten rasch Übersetzungen in diverse Sprachen. Auf Deutsch erschien der Roman 2008 unter dem Titel *Die Wohlgesinnten* im Berlin Verlag. Die Publikation konnte auf ein außergewöhnliches Begleitprogramm zurückgreifen. Der Verlag gab einen Marginalienband mit diversen Begleittexten heraus und die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* publizierte nicht nur Besprechungen und Interviews, sondern druckte die ersten 120 Seiten als Serie über drei Wochen ab. Auch ihr erster *Reading Room*, wo LeserInnen gemeinsam mit WissenschaftlerInnen und JournalistInnen diskutieren konnten, war dem Roman gewidmet (Asholt 2012, 222). Diese Bemühungen führten jedoch nur zu sehr eingeschränkter Aufmerksamkeit vonseiten der bundesdeutschen Öffentlichkeit, die man damit versucht hatte auf die kurz bevorstehende „literarische Sensation“ einzustimmen. In der *ZEIT* (Georg Dietz), dem *Tagesspiegel* (Gerrit

Bartels und Gregor Dotzauer) sowie in der *tageszeitung* (David Denk) wurde das Vorgehen der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* außerdem als rein kommerziell orientierte Werbemaßnahme zur Steigerung der Verkaufszahlen abgewertet (Gries 2017, 616f).

Die deutschsprachige publizistische Aufnahme stand der positiven Resonanz in Frankreich höchst diametral gegenüber und war vorwiegend negativ, teilweise vernichtend (Sextl 2014, 278). Bereits erste Reaktionen auf die französische Publikation waren gekennzeichnet von Unverständnis über die überschwängliche Aufnahme. Bemüht wurde dabei und in späteren Beiträgen der Überlegenheits-Topos der deutschen Gesellschaft, die im Gegensatz zur französischen Öffentlichkeit eine Vormachtstellung aufgrund ihres umfangreicheren Wissens über den Holocaust besäße und so den Roman besser beurteilen könne (Gries 2017, 618f). Als Hauptkritikpunkte galten die fehlende Erkenntnis des Romans, wie der Holocaust ethisch, moralisch oder historisch möglich gewesen war, und die Unangemessenheit der ästhetischen Darstellung Littells (Asholt 2012, 225). In den meisten Fällen sprach die deutsche Literaturkritik sowohl dem Autor literarische Fertigkeit als auch dem Roman historische Authentizität ab. Außerdem wurde bereits früh die Frage nach der (biografischen) Legitimation Littells, über den Holocaust schreiben zu dürfen, gestellt und – ausgehend von den folgenden Reaktionen – abschlägig beantwortet (Gries 2017, 299; 620). Da er zur zweiten Generation zählt, erschwerte sich für ihn die Begründung seiner Autorität. Außerdem ist Littell zwar Jude und seine Familie stammt ursprünglich aus Osteuropa, allerdings erlebte – aufgrund der frühen Emigration – keiner seiner Vorfahren den Holocaust in Europa. Littell wird deshalb im Holocaust-Diskurs als Unbetroffener wahrgenommen. Der deutsche Literaturwissenschaftler und Kulturtheoretiker Klaus Theweleit, gemeinsam mit Wilfried Wiegand, Bernhard Schulz und Volker Weidemann einer der Wenigen, die *Die Wohlgesinnten* positiv besprachen, griff zwar ebenso die Tabubrüche auf, kam aber zu einer gegensätzlichen Interpretation (Gries 2017, 628f). Während etwa Iris Radisch in ihrem Verriss in der *ZEIT* Littells direkten und erbarmungslos detaillierten Erzählstil als „öde, hochtrabend und floskelhaft“ (Radisch 2008, o.S.) ablehnte, beurteilte Theweleit diesen als unverzichtbar, da ein SS-Mann wohl genauso geschrieben hätte und dies die einzig richtige

Entscheidung sei. Theweleit führt, mit Blick auf die Rezeption in Deutschland, die negative Aufnahme auf falsche Erwartungen an das Buch, Missverständnisse bei der Lektüre und Littells Nicht-Berücksichtigung der gängigen Regeln des Holocaust-Diskurses zurück. Das Skandalöse an *Die Wohlgesinnten* besteht für ihn in der Täterperspektive und die mögliche Anteilnahme mit diesem Täter, die durch den Schreibstil hervorgerufen werden könnte (Theweleit 2009, 22f). Die deutschsprachige literaturwissenschaftliche Behandlung von *Die Wohlgesinnten* ist – im Gegensatz zum französischen und englischen Raum – aktuell noch überschaubar. Bislang werden vordergründig aus der feuilletonistischen Rezeption bekannte Aspekte (u.a. Pornographie, Gewalt, Voyeurismus), intertextuelle Verweise (z.B. die griechische Tragödie Orestie) oder die Rezeptionsgeschichte aufgegriffen.

Fazit – Die Autorität des Primären

Die Analyse der drei Texte zeigt beispielhaft, dass sich das Skandalpotenzial von fiktiver Holocaust-Literatur aus TäterInnenperspektive im deutschsprachigen Raum von 1946 bis in die Gegenwart nur wenig verändert hat. Das Genre unterliegt strengen Regeln, deren Veränderung langsam vonstattgeht. Tabubrüche mit vorherrschenden Traditionen führen in den meisten Fällen zu einem breiten Aufschrei und stoßen auf – unterschiedlich heftige – Ablehnung. Nach wie vor bieten einerseits die Fiktionalisierung und andererseits der Blickwinkel eines Täters/einer Täterin Angriffsfläche für vernichtende Bewertungen der Literaturkritik. Dieser Perspektivenwechsel birgt den, in der Rezeption immer wieder geäußerten, Vorwurf der Marginalisierung der Opfer und der Verharmlosung von NS-Verbrechen aufgrund der potenziellen Identifikation mit den TäterInnen. Die bewusste Entscheidung der Schreibenden als Protagonisten einen NS-Täter zu wählen erfolgt in allen hier vorliegenden Beispielen aus einer eindeutig antifaschistischen Haltung und verfolgt ein spezifisches Ziel. *Deutsches Requiem* legt laut Borges die Logik des NS-Staates offen und wirkt durch das Verstehen der Vorgänge einer Wiederholung entgegen. Durch das Brechen von Klischees in der Figurenkonzeption von *Der Nazi & der Friseur* werden diese offengelegt und erzielen eine erhöhte Einprägsamkeit, die den NS-Massenmord vor dem Vergessen schützen soll. Die Schilderung der Gedankengänge eines

NS-Täters in *Die Wohlgesinnten* soll einerseits zur Reflexion der eigenen Handlungen anregen und sich andererseits explizit an neue LeserInnen-Generationen richten, um das Gedenken an den sich zeitlich immer weiter entfernenden Holocaust auch bei diesen aufrecht zu erhalten. Die Darstellung intellektueller und überzeugter NationalsozialistenInnen zerstört weiters die Vorstellung, dass Bildung automatisch zu einer besseren Gesellschaft führt sowie vor einem Abrutschen in die Brutalität schützt. Die Reaktionen der Protagonisten auf den verlorenen Krieg und das Ende des NS-Regimes ist ein weiterer Hauptkritikpunkt, denn keiner der Täter ist sich seiner Schuld bewusst oder empfindet Reue. Zur Linde ist außerdem der Einzige, der festgenommen wird und einen Prozess sowie eine Strafe erhält. Doch auch das gilt lediglich eingeschränkt, denn zur Linde verteidigt sich während der Gerichtsverhandlung nicht, erkennt das Todesurteil vollständig an und sieht der Vollstreckung furchtlos entgegen. Schulz und Aue können hingegen unerkannt entkommen und unter falscher Identität im Ausland unbehelligt weiterleben.

Im Rezeptionsvergleich bewahrheiten sich die von Martínez genannten Anforderungen an Holocaust-Literatur. Die Frage der Authentizität und der Rechtfertigung, über den NS-Massenmord schreiben zu dürfen, sind prominent, wiederkehrend und dominieren den Holocaust-Diskurs seit seiner Entstehung. Dem folgend werden die Autoren aufgrund ihrer Biografie als nicht involvierter Zeitgenosse (Borges), überlebendes Opfer (Hilsenrath) und jüdischer, aber uneteiligter Nachgeborener (Littell) wahrgenommen. Außerdem ist ein eindeutiger Unterschied zwischen der internationalen und deutschsprachigen Rezeption zu verzeichnen. Sowohl *Der Nazi & der Friseur*, als auch *Die Wohlgesinnten* wurden bei der ausländischen Erstpublikation gelobt und positiv rezensiert. Hilsenrath sah sich aber bereits bei der Verlagssuche in Deutschland Schwierigkeiten gegenüber und Littells Roman wurde bei der deutschen Erstveröffentlichung von den KritikerInnen überwiegend negativ eingestuft. Klar zeigt sich, dass bei der Autorität über den Holocaust schreiben zu dürfen, das Überleben als Opfer die größtmögliche Legitimation mit sich bringt, was sich an der weitgehend positiven Aufnahme von *Der Nazi & der Friseur* zeigt. Auch die Zugehörigkeit zum Judentum ist, wie der Fall Littell verdeutlicht, von Bedeutung sowie die persönliche Familiengeschichte und indirekte Betroffenheit, was

Littell wiederum fehlt. Somit erhält der Autor nur eine eingeschränkte Autorität zugesprochen und *Die Wohlgesinnten* sieht sich dem folgend in der deutschsprachigen Rezeption weitaus ambivalenteren Meinungen ausgesetzt. Borges kann auf keine anerkannte biografische Legitimation zurückgreifen, weshalb *Deutsches Requiem* Unverständnis, negative Reaktionen oder komplette Negation hervorrief. Es wird also auf AutorInnen-Ebene eine wichtige Entscheidung über den jeweiligen Text getroffen, was bei Neuerscheinungen aufgrund der zeitlichen Distanz zum Holocaust zunehmend zum Problem wird, da die nachgeborenen Generationen den Anspruch des persönlichen Erlebens nicht mehr erfüllen können.

Eine zweite wichtige Kategorie ist die inhaltliche Ebene, wo ebenso das Postulat nach Authentizität dominiert. Je größer der Anteil des tatsächlich Passierten, desto höhere Autorität wird einem Text im Normalfall zugestanden. Unerlässliche fiktive Elemente können mit einer eingeschränkten Authentizität gerechtfertigt werden. Außerdem kann Fiktion auf Inhaltsebene mit der AutorInnen-Autorität kompensiert werden, wie bei Hilsenraths *Der Nazi & der Friseur*. Littell versucht in *Die Wohlgesinnten* diesen Ausgleich in andere Richtung, indem er akkurat auf historische Korrektheit achtet. Dieses legitimatorische Experiment erweist sich aber um einiges riskanter und wird – zumindest in seinem Fall – nicht vollständig akzeptiert.

Bibliografie

- Agamben, G. (2003). *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge (Homo sacer III)*. Frankfurt am Main.
- Aizenberg, E. (2005). Deutsches Requiem. In: *Variaciones Borges*, 20, S. 33-57.
- Asholt, W. (2012). A German Reading of the German Reception of The Kindly Ones. In: Barjonet, A. & Razinsky, L. (Hg.), *Writing the Holocaust Today: Critical Perspectives on Jonathan Littell's The Kindly Ones*. Amsterdam, New York, S. 221-238.
- Borges, J. L. (2000). Deutsches Requiem. In: Haefs, G. & Arnold, F. (Hg.), *Jorge Luis Borges. Gesammelte Werke. Der Erzählungen erster Teil*. München, Wien, S. 310-317.
- Braese, S. (2015). Holocaust als Komödie. In: Roebeling-Grau, I. & Rupnow, D. (Hg.), *Holocaust-Fiktion. Kunst jenseits der Authentizität*. Paderborn, S. 103-112.
- Braun, H. (2014). Nachwort. In: Hilsenrath, E., *Der Nazi & der Friseur*. München, S. 469-477.
- Götzendorfer, J. (2013). *Fakten und Fiktionen in neueren Werken der Holocaustliteratur*. Dipl. Wien.
- Gries, B. (2017). *Der Holocaust in deutschsprachigen publizistischen Diskursen. Eine sprachwissenschaftliche Analyse am Beispiel der Diskussion um den Roman „Die Wohlgesinnten“ von Jonathan Littell*. Frankfurt am Main.
- Hanke-Schaefer, A. (2007). *Totenklage um Deutschland. Echo deutscher Stimmen im Werk von Jorge Luis Borges*. Berlin.
- Hilsenrath, E. (2014). *Der Nazi & der Friseur*. München.
- Ibsch, E. (2004). *Die Shoah erzählt: Zeugnis und Experiment in der Literatur*. Tübingen.
- Littell, J. & Nora, P. (2008). Gespräch über die Geschichte und den Roman. In: Littell, J., *Die Wohlgesinnten. Marginalien*. Berlin, S. 22-64.
- Martínez, M. (2004). Zur Einführung: Authentizität und Medialität in künstlerischen Darstellungen des Holocaust. In: Ebd. (Hg.), *Der Holocaust und die Künste. Medialität und Authentizität von Holocaust-Darstellungen in Literatur, Film, Video, Malerei, Denkmälern, Comic und Musik*. Bielefeld, S. 7-22.
- Pozueta, M. D. (2009). From Philosophical Idealism to Political Ideology in „Tlön, Uqbar, Orbis Tertius“ and „Deutsches Requiem“. In: *The New Centennial Review*, 9 (3), S. 205-228.
- Radisch, I. (2008). *Am Anfang steht ein Missverständnis*. Abgerufen von <http://www.zeit.de/2008/08/L-Littell-Radisch>, Zugriff am 14.05.2020.
- Rath, C. (2011). *Schamhafte Geschichte. Metahistorische Reflexionen im Werk von Jorge Luis Borges*. Bielefeld.
- Ritte, J. (2008). *Holocaust als Kolportage*. Abgerufen von https://www.nzz.ch/holocaust_als_kolportage-1.676591, Zugriff am 14.05.2020.
- Sexl, M. (2014). Von Auschwitz nach Srebrenica und zurück – Jonathan Littell und Peter Handke. In: Fischer, T. & Hammermeister, P. & Kramer, S. (Hg.), *Der Nationalsozialismus und die Shoah in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Amsterdam, New York, S. 273-292.
- Socha, M. (2014). *Komisches Selbstverkennen. Zur Darstellung von Nationalsozialisten in Heinrich Manns „Lidice“, Günter Grass' „Die Blechtrommel“ und Edgar Hilsenraths „Der Nazi & der Friseur“*. Hamburg.
- Stavans, I. (2016). *Borges, the Jew*. New York.
- Sylvas, G. A. (2013). „Deutsches Requiem“: Borges y una visión del nazismo. In: *A Contracorriente: Revista de Historia Social y Literatura en América Latina*, 10 (2), S. 151-166.
- Theweleit, K. (2009). On the German Reaction to Jonathan Littell's Les bienveillantes. In: *New German Critique*, 36 (1 (106)), S. 21-34.
- Vahsen, P. (2008). *Lesarten – die Rezeption des Werks von Edgar Hilsenrath*. Tübingen.
- Wögerbauer, C. (2004). *Borges' Blick auf die deutsche Romantik. Eine Ästhetik des Marginalen*. Würzburg.

Katrin Kühnert,

B.A., schließt aktuell das Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft mit der Thesis „Holocaust-Autobiografien von Roma. Darstellungsformen der Verfolgung und Vernichtung während des Nationalsozialismus“ ab und studiert im interdisziplinären Master Gender Studies an der Universität Wien. Ihre Interessensgebiete sind Genozid-Literatur, insbesondere zum Holocaust, sowie Geschlechterrollen und -konstruktionen in der Literatur.

Rezensionen

Fisher, Mark (2020). *k-punk. Ausgewählte Schriften (2004-2016)*. Mit einem Vorwort von Simon Reynolds. Berlin: Edition TIAMAT, 624 Seiten.

Die Berliner Edition TIAMAT hat sich dankenswerterweise in den letzten Jahren verstärkt um das Werk des britischen Kulturtheoretikers Mark Fisher (1968-2017) bemüht und zentrale Veröffentlichungen (Fisher 2015; Fisher 2017) als deutschsprachige Übersetzungen vorgelegt. Diese Bücher wie auch der vorliegende Band *k-punk* korrespondieren mit Fishers heimlichem Hauptwerk, der knappen Studie *Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?* (Fisher 2013), in der er seine gleichermaßen radikale wie hellsichtige These präsentiert, dass der Kapitalismus und seine Medialisierungen sich mit der Propagierung eines permanent gesetzten Jetzt durchgesetzt haben und die Zukunft, inklusive all ihrer möglichen Ausprägungen, gar nicht mehr vorstellbar wäre. Dieser diagnostizierten Absage von Alternativen und Entfaltungen – „Es gibt keine Zukunft, aber nicht so wie erwartet.“ (513) – hält Fisher ein Programm wortwörtlicher *Ent-Täuschung* entgegen, um dem festzustellenden diskursiven wie auch emotionalen Erschöpfungsmoment sowie dem Verlust von Imagination wenn nicht beizukommen, so doch zumindest etwas entgegenzuhalten. Anhand eines ungewöhnlich breiten Spektrums von Filmen und TV-Serien, von Beispielen aus Musik und Literatur arbeitet er über seine Bücher hinweg die allgegenwärtigen postfordistischen Effekte neoliberaler Dynamiken heraus – oder bringt die melancholische Vielfalt uneingelöster (Zukunfts-)Vorstellungen zum Vorschein.

Fisher, der u.a. als Blogger, Philosoph, Hochschullehrer oder auch Verlagsgründer wirkte, ist im Aufzeigen der wechselweisen Verhältnisse von Politik und Kultur/kulturellen Artefakten dabei nicht um starke, mitunter polemische Formulierungen oder streitbare Positionen verlegen. Trotzdem – oder vielleicht auch gerade deshalb – zielen seine scharfsichtigen Analysen und Ansätze eines kulturbewussten Programms umfassender Kritik, dessen thematische Breite und denkerische Tiefe wohl nur von Fishers Selbstansprüchen übertroffen wurde, auf eine Erneuerung von Bildung und Bewusstmachung. Mit

der selbstbenannten Position des Dogmatismus will Fisher die Wirklichkeit nicht nur analysieren, er will verändernd auf sie einwirken. Mit dem Blog *k-punk* hatte Fisher sich eine Form des Forschens und Veröffentlichens geschaffen, in dem der Ausdruck des Enttäuschten über die Bedingungen akademischen Arbeitens nicht ausgespart blieb. Schon der Titel ist dabei programmatisch zu lesen: So leitet sich *k* von *kyber* ab und Fisher, ein Warwick-Absolvent und Mitglied der dort angesiedelten, durchaus mythenumrankten Cybernetic Culture Research Unit, versteht sich durchaus als Schiffer und Navigator. Mit *punk* bzw. Post-Punk sind ästhetische Kategorien benannt, die er in seinem Ringen um Urteilskraft und die Unbedingtheit von Kritik politisch auflädt und erweitert. In der praktischen Umsetzung – im Zusammenbringen von beispielsweise Baudrillard, Ballard, Noise oder Dr. Who – gelingt Fisher dabei „durch popkulturelle Formen hindurch, nicht ‚darüber‘“ (22) zu schreiben.

Fisher folgt hier Greil Marcus nach, der seiner Analyse nach für Pop als Denken ermöglicht hat, dass „Politik in ihm nachhallt, die nichts mit kapitalistischem Parlamentarismus zu tun hat und mit Philosophie jenseits der Universität“ (33). Punk denken zeigt sich bei Fisher als ein Aufzeigen, vor allem aber ein Stiften von Verbindungen. Mit *k-punk* wird Beispiel für Beispiel somit eine denkerische Praxis vorgeführt, die sich als Anliegen und Pflicht versteht ohne auf simplen Ausgleich zu setzen. Fishers Arbeiten mit den Medien bzw. Einzelbeispielen und durch sie hindurch suchen den Konflikt, wollen widerspenstige Positionen anbieten anstelle von konsumierender Resignation. Der thematisch strukturierte Auswahlband *k-punk*, in seiner Zusammenschau von Fishers unselbständigen Veröffentlichungen und der Einleitung zu seiner nicht mehr umgesetzten Monographie *Acid Communism*, ist gleichermaßen notwendige Ergänzung der bereits vorliegenden Bücher als auch ideale Einstiegslektüre in das bedauerlicherweise viel zu schmal gebliebene Werk eines der wichtigsten Analytiker unserer Gesellschaft und ihrer Medien. Geschmälert wird das Vergnügen nur durch den Umstand, dass im Vergleich zur Originalausgabe (Fisher 2018) in allen Teilbereichen des Bandes zahlreiche Einzelbeiträge nicht in die deutschsprachige Auswahl aufgenommen wurden und der umfangliche, erhellende Teilab-

schnitt mit Interviews gänzlich fehlt. Der Kern von Fishers Erbe bleibt aber unabhängig davon erhalten, ein Erbe, das sich nicht nur in Form seiner Schriften manifestiert sondern auch als klar benannte Aufgabe alerten Denkens und Wirkens: „Die Herausforderung besteht darin, Solidarität neu zu erfinden.“ (440)

Bibliographie

- Fisher, M. (2013). *Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? Eine Flugschrift*. Hamburg.
- Fisher, M. (2015). *Gespenster meines Lebens. Depression, Hauntology und die verlorene Zukunft*. Berlin.
- Fisher, M. (2017). *Das Seltsame und das Gespenstische*. Berlin.
- Fisher, M. (2018). *k-punk. The Collected and Unpublished Writings of Mark Fisher (2004-2016)*. Edited by Darren Ambrose. Foreword by Simon Reynolds. London.

Thomas Ballhausen, Wien

Karin Moser (2019). *Der österreichische Werbefilm. Die Genese eines Genres von seinen Anfängen bis 1938*. Berlin, Boston: De Gruyter, 306 Seiten.

2019 wurden in Österreich 16.15 Millionen Euro für Kinowerbung und 1.21 Milliarden Euro für TV-Werbung ausgegeben. Obwohl wir täglich mit Werbung konfrontiert sind, machen sich wahrscheinlich die wenigsten Gedanken darüber, seit wann es dieses Medium überhaupt gibt und wie es in Österreich seinen Anfang genommen hat. *Der österreichische Werbefilm. Die Genese eines Genres von seinen Anfängen bis 1938* ist Karin Mosers vorgelegte Dissertation, in der sie ihre umfangreichen Forschungen zu dieser Thematik erstmals gebündelt vorlegt. Bereits vor dieser Arbeit setzte sie sich im Rahmen anderer Forschungsprojekte mit dem Thema des österreichischen Werbefilms auseinander und kuratierte Filmabende zu diesem Thema. Gleich zu Beginn stellt sich die Frage, warum sich die Autorin gerade für die Zeitspanne bis 1938 entschieden hat. Moser selbst begründet dies sehr schlüssig, indem sie aufzeigt, welche grundlegenden Entwicklungen bis zu dieser Zäsur stattgefunden haben und nicht zuletzt stellt 1938 einen Einschnitt dar, weil die Werbung nach dem „Anschluss“ von der NS-Diktatur bestimmt wurde.

Um dem Inhalt folgen zu können, ist es essentiell Werbefilme nicht als in sich geschlossene Quellenart zu verstehen. Moser nimmt eine Dreiteilung der von ihr bearbeiteten Bestände vor und unterscheidet zwischen politisch motivierten Industrie(Werbe)filmen, Industrie(Werbe)filmen, die sich an Handelspartner und die Belegschaft richten und die konsumorientierten Werbefilme. In die Forschungen wurden zudem Filme miteinbezogen, die eine ökonomische Intention verfolgten, wirtschaftswerbenden Charakter hatten und von einem werbenden Unternehmer oder einer öffentlichen Einrichtung in Auftrag gegeben wurden. Dadurch erklärt sich warum Industrierwerbefilme ebenfalls in die Studie berücksichtigt wurden.

Karin Moser wählt den chronologischen Weg über die Geschichte der Reklame, um sich dem eigentlichen Gegenstand ihrer Forschung anzunähern. Dabei steht an erster Stelle die Verwissenschaftlichung und Professionalisierung der Produktkommunikation, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte. Als Vorläufer des Werbefilms sind Naturaufnahmen wie Reisebilder zu nennen, die während den Anfängen der Kinematographie in Österreich entstanden sind. Der werbende Film begann sich bereits in der Habsburgermonarchie zu entwickeln, eine Neupositionierung erlebte er jedoch während des 1. Weltkrieges als Propagandamittel. Dabei sollte der Film nicht nur die Moral stärken oder der bildlichen Berichterstattung dienen, sondern nicht zuletzt auch jenes Material bereitstellen, das für die Geschichtsschreibung und die spätere „Verherrlichung der kriegerischen Großtaten“ (53) notwendig sein sollte. Die inländische Filmproduktion erlebte im Zuge dessen einen Aufschwung, da Filme aus „feindlichen“ Staaten nicht mehr gezeigt werden durften. Mittels Werbefilm wurde zudem für Kriegsanleihen geworben, jedoch wurde die Propaganda mit Fortdauer des Krieges immer schwieriger und das Publikum blieb aus. Um dem Volk die prekäre Rohstofflage, in der sich der Staat nur wenige Monate nach Kriegsbeginn befand, zu verschleiern, konzentrierte sich die Filmpropaganda in der Folge auf Industrierwerbefilme, welche die Rüstungsgroßindustrie und militärische Erfolge entsprechend in Szene setzten. Moser nennt immer wieder konkrete Filme als Beispiele, in diesem Fall weist sie auf das Werk DAS STAHLWERK DER POLDIHÜTTE WÄHREND DES WELTKRIEGES hin, welcher die Kriegs-

produktion in ein idealisiertes Licht rückte. Sie kann an dieser Stelle der bisherigen Annahme widersprechen, wonach keine Infos zu diesem Film vorlägen.

Anfänglich waren Werbefilme vorwiegend zahlungskräftigen Firmen vorenthalten. Erst als sich der Schmalfilm durchsetzte, konnten sich auch Einzelunternehmer diese Form der Reklame leisten. Die Länge der Filme betrug durch die detaillierte Darstellung teilweise bis zu einer Stunde. Solche Streifen wurden jedoch meist nicht im Kino gezeigt, sondern meist auf Messen oder Matineen. In Kinos wurden kürzere, oft nur drei bis vier minütige (Trick-)Filme vorgeführt. Besonders hervorzuheben ist die uneindeutige Trennung zwischen Industriefilm, Werbefilm, Lehrfilm oder auch Kulturfilm. Ein Beispiel hierfür ist der Film *WOHIN LÄUFST DU SCHILLING*, der je nach Einsatzgebiet als Werbe-, Kultur- oder Lehrfilm fungierte. Kurzfilmhersteller produzierten ebenfalls alle Genres, da eines zu wenig gewesen wäre. Genremischformen lassen sich bis in die 1930er-Jahre verfolgen. So haben Werbe- und Industriefilme aus dieser Zeit mehrere Funktionen, u.a. zu werben und zu belehren bzw. zu werben und zu informieren. Zeugnis darüber legt die Tatsache ab, dass viele kommunale Einrichtungen Filme in Auftrag gaben. Dadurch, dass die Produktionen auch kulturfördernd und wissensvermittelnd agierten, hatte die Werbefilme auch Kulturfilmcharakter. Mit solchen Produktionen sollten auch Mitarbeiter hinsichtlich der Produktion und Arbeitsabläufe geschult werden. Lehrfilme hingegen waren gleichzeitig als Werbeindustriefilme konzipiert.

Gerade der Kulturfilm wurde häufig kritisiert und Kinobesitzer klagten über das sehr geringe Interesse und ein Verlustgeschäft. Diesem wurde versucht mittels Werbung in Radio und Zeitung entgegenzuwirken. Proteste gab von Seiten der Filmbranche gegen als Kulturfilm getarnte Werbefilme. KinobesucherInnen interessierten sich für Spielfilme und empfanden die Werbefilme oft als lästig. Dabei wurden Werbefilme nicht ausschließlich in Kinos gezeigt, sondern in Fabriken, Schaufenstern, Geschäftslokalen, Schulen, Wanderkinos und Kreuzfahrtschiffen. Moser spricht hier in Anlehnung an die anglo-amerikanische Forschung von der *non-theatrical-exhibition*, die gerade in Wien weite Verbreitung fand, da die Zielgruppenorientierung

hier eine größere war. Marketingexperten und Fachmagazine erkannten darin einen Mehrwert und so gab es durchgeplante Werbeabende, bei denen Lebensmittelproduzenten oftmals Verköstigungen anboten. Mit dieser Ortsungebundenheit stehen mobile Kinoeinrichtungen, die in den 1920er-Jahren Verbreitung fanden, in engem Zusammenhang. Neben einer größeren Zielgruppenansprache boten sie beispielsweise Kriegsinvaliden sowie Frauen eine Möglichkeit, den Lebensunterhalt zu verdienen.

Obwohl Reklamefilme einen großen Wert zugesprochen wurde, wurden sie doch immer in Verbindung mit anderen Werbemitteln eingesetzt. Ein entscheidender Vorteil der Filme gegenüber anderen Werbemitteln, war bzw. ist die Ortsunabhängigkeit. Die Vertreter konnten durchs Land ziehen und Werbung für ihr Produkt machen, oder ihre Mitarbeiter an verschiedenen Orten schulen. Gerade der bildende Charakter der Filme sollte Anfang des 20. Jahrhunderts in den Vordergrund treten. 1912 gründete sich zu diesem Zweck in Wien eine Zentralstelle für wissenschaftliche und Unterrichtskinetographie. Nach Ende des Weltkrieges wurde der Ruf nach Einsatz des Mediums im Unterricht immer lauter, allerdings fehlte es an geeignetem Material. Zu diesem Zweck wurden Reklamefilme zu Lehrfilmen umgearbeitet. Teilweise wandte sich das Unterrichtsministerium auch explizit an die Unternehmen mit der Bitte, ihre Industrierwerbefilme zur Verfügung zu stellen. Häufig ließen sich inhaltliche Schwerpunkte und formelle Konzeptionen nicht vereinbaren, daher griff der Staat ein und initiierte Unterrichtsfilme. 1936 startete die Schulfilmaktion, im Zuge derer stumme Schmalfilme produziert wurden, die sich hinsichtlich Bilderanzahl und Ablaufgeschwindigkeit dem Vortrag der Lehrperson anzupassen hatten. Es wurden Regularien erarbeitet, wie dieses Unterrichtsmittel gestaltet sein soll. Besonders der pädagogische Charakter war dabei wichtig. Während der Tonfilm abgelehnt wurde, begrüßte man auch hier den Einsatz von Trickfilmsequenzen.

Firmen investierten in die Filme weit weniger Kapital als beispielsweise in die Printreklame. An dieser Stelle weist Moser auf Zahlen aus Deutschland hin, da ähnliches für Österreich erst ab dem Zeitpunkt vorliegt, als Tonfilme produziert wurden. Die Branche wollte damit auf die extreme Verteuerung aufmerksam machen.

Kostete ein stummer Reklamefilm 2500 Schilling, musste für die gleiche Länge in einer tönenden Version 6000 Schilling bezahlt werden. Obwohl die Produktion dadurch verteuert wurde, waren es Ton, Musik und Farbe, die zwar die Kosten in die Höhe trieben, dem Werbefilm aber zum endgültigen Durchbruch verhelfen sollten. Als Reaktion, um Kosten bei der Vertonung zu sparen, setzte sich der Standard durch, dass die Filme nicht länger als vier Minuten waren und Geräusche nachträglich synchronisiert bzw. Spezialplatten stumme Reklamefilme begleiten sollten. Gleichzeitig gab es eindringliche Warnungen von Fachleuten bei Ton und Musik zu sparen, da die Wirkung dadurch beeinträchtigt werden könnte. Seit Aufkommen des Werbefilms beschäftigten sich Experten mit der Frage des idealen Werbefilms. Ein zentraler Punkt war die Unterhaltung, diese durfte die Werbewirkung jedoch nicht überdecken. Ziel der Reklame sollte sein, die Gedankengänge des Publikums so zu beeinflussen, damit sich dies positiv auf den Absatz der Ware auswirkte.

Obwohl der perfekte Werbefilm sehr individuell definiert wurde, herrschte Einigkeit darüber, dass der Reklamefilm kurz und immer Teil einer größer angelegten Kampagne sein sollte. Außerdem wurde das Kino nur in den seltensten Fällen als richtiger Ort für den beherrschenden Werbefilm gesehen. Neben wohlwollenden Aussagen gab es trotzdem negative Stimmen, die in den Filmen etwas unseriöses sahen, was zu moralischen Regeln für Werbefilme in den 1930er-Jahren führte. Ein wichtiger Schritt in der Entwicklungsgeschichte des (Werbe-)Films waren technische Neuerungen wie Ton und Farbe. Ab 1935 wurden laut Quellen mehr farbige Reklamefilme aufgenommen, allerdings hat sich aus der Zwischenkriegszeit nur ein österreichischer Werbefilm erhalten. Die meisten farbigen Filme waren Animationsstreifen, die in diesem Genre bereits auf eine lange Tradition zurückblicken konnten. Die Vorteile der animierten Filme lagen erstens darin, dass dem Ideenreichtum keine Grenzen gesetzt waren, zweitens waren sie zwar in der Herstellung aufwendiger, die Kosten jedoch geringer und drittens konnten mit Animationen technische Abläufe vereinfacht werden. Zudem war es möglich, humoristische Akzente zu setzen, die wiederum für die Unterhaltung sorgten und damit die Werbewirkung verstärken sollten.

Wie sich gezeigt hat, gab es eine enge Verflech-

ung von Politik, Wirtschaft und Werbefilm. Neben den technischen Neuerungen weist Karin Moser ebenso auf die staatlichen Vorgaben hin, die Einfluss auf die Produktion von Reklamefilmen nahmen. So hat es sich der Verband der Kurzfilmhersteller beispielsweise zur Aufgabe gemacht, die Konkurrenz weitestgehend auszuschalten, um seine Einflussphäre zu sichern. Durch den Schmalfilm war der Konkurrenzdruck stärker geworden, da Laien nun ebenfalls Werbefilme umsetzen konnten. Ein damit verbundenes Problem war die fehlende, klare Konzessionierung, da die Filmerzeugung bis zur Gewerbesperre 1933 ein freies Gewerbe war. Erst ab 1936 bedurfte es einer Gewerbe genehmigung, die mit einer Konzessionierung gleichzusetzen war.

Dass sich dieses Buch wie eine stringente, klare Geschichte des österreichischen Werbefilms liest, ist Karin Mosers Anstrengungen zu verdanken. Sie widmet den Schwierigkeiten, denen sie im Laufe ihrer Forschungen begegnete und die eine noch detailliertere Untersuchung unmöglich machten, ein eigenes Kapitel. Eine der größten Hürden in der Forschung war unter anderem die nur bruchstückhafte Überlieferung der Filme. Als ForscherIn, gerade in den Geisteswissenschaften, ist man auf die Sammlungsstrategien verschiedener Archive, aber auch Personen angewiesen. Beim Thema des Werbefilms kommt unter anderem erschwerend hinzu, dass das Filmmaterial nicht nur durch mangelndes Interesse verloren gegangen ist, sondern bis in die 1950er-Jahre wurden solche Streifen wiederverwertet. Obwohl die diversen Filmtitel in Akten oder Zeitungen auftauchen, lässt sich ohne Originalquelle nicht feststellen, ob es sich hierbei wirklich um einen Reklamefilm handelt.

Moser baut ihre Studien auf verschiedenen Quellen auf. Neben den Werbefilmen an sich greift sie auch auf schriftliche Artefakte und Fachpublikationen zurück. Den Hauptbestand der Filme hat Moser aus dem FilmArchiv Austria, die Archivadokumente hingegen wurden aus unterschiedlichen Archiven zusammengetragen – darüber gibt das umfangreiche Quellenverzeichnis Auskunft. Der Autorin ist es wichtig, die Entwicklung und Etablierung dieses aus damaliger Sicht neuartigen Werbemediums in einen politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Kontext einzubetten. Sie rekonstruiert die Geschichte des neuen Werbeträgers im Umfeld der modernen Massen-, Informations- und Konsum-

gesellschaft, lässt dabei aber die ökonomischen und technischen Prozesse nicht außen vor, auch wenn diese verständlicherweise nur skizziert werden können. Jedoch in ausreichendem Ausmaß, um als LeserIn die Entwicklung und Bedeutung dieser Vorgänge einordnen zu können.

Als Fazit bleibt bestehen, dass es unmöglich ist, alle in Österreich produzierte Werbefilme zu ermitteln, ebenso welche Branchen in welchem Ausmaß mit Reklamestreifen warben.

Mosers Forschungssamples umfasste schließlich 250 Filme, die sie einer detaillierten Auswertung unterzog. Sie konstatiert fast schon resümierend, dass der österreichische Werbefilm Konsumwunschträume weckte, die sich jedoch erst im Zuge des Wirtschaftswunders für eine breite Bevölkerungsschicht nach und nach erfüllen sollten.

Karin Moser hat sich der vermeintlich unlösbaren Aufgabe angenommen, eine Geschichte des österreichischen Werbefilms von seinen Anfängen bis 1938 wissenschaftlich aufzubereiten. Die Schwierigkeiten, die sich hierbei ergaben, hat sie selbst mehrfach thematisiert, umso mehr muss die Leistung dieser Arbeit gewürdigt werden. Moser ist es gelungen, ein für manche LeserInnen vielleicht eher sperriges Thema gut lesbar und umfassend aufzubereiten. Das Buch gliedert sich in mehrere Kapitel und beschäftigt sich nicht nur mit der Genese des (Werbe-) Films, sondern mit verschiedenen Aspekten, wie die gestellten Forderungen an das Medium, der Etablierung der Wirtschaftswerbung oder auch der Frage nach dem richtigen Ort, an dem diese Filme gezeigt werden sollten. Der Inhalt ist über weite Strecken klar strukturiert, auch wenn es hier und da Redundanzen gibt und der Charakter einer Dissertation erkennbar bleibt. Etwas fehlplatziert wirken die Porträts der Werbefilmproduzenten. Dieses Thema wäre im sehr umfangreichen Anhang wohl besser aufgehoben gewesen, vor allem da es an dieser Stelle eine Filmografie verschiedener Kurzfilmhersteller gibt. Für ForscherInnen besonders interessant ist sicherlich das Kapitel „Leerstellen“ – hier gibt es Anregungen für anschließende Forschungen. Dank des umfangreichen Anhangs und der Biografien eignet sich Mosers Buch zudem sehr gut als Nachschlagewerk für die österreichische Filmgeschichte. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass es sich bei *Der österreichische Werbefilm. Die Genese eines Genres von seinen Anfängen bis 1938* um ein Werk mit Sonderstatus

handelt. Karin Moser beschäftigt sich zum einen mit einem bisher nicht aufgearbeiteten Thema der österreichischen Filmgeschichte und zum anderen macht sie dies auf eine Art und Weise, die für zukünftige Forschungen, nicht nur in der Film- und Wirtschaftsgeschichte wünschenswert wäre: sie schafft es, gut recherchierte, wissenschaftliche Fakten in einer für die Allgemeinheit verständlichen und nachvollziehbaren Sprache zu vermitteln.

Bianca Burger, Wien

Karmasin, Matthias & Oggolder, Christian (Hg.) (2019). *Österreichische Mediengeschichte. Von Massenmedien zu sozialen Medien (1918 bis heute)*. Band 2. Wiesbaden: Springer VS, 328 Seiten.

Die österreichische Mediengeschichtsschreibung, sofern sie auch, aber nicht nur wissenschaftlichen Kriterien folgt, weist einige Spezifika auf:

Erstens ist zu konstatieren, dass es im Vergleich zur bundesdeutschen Mediengeschichtsschreibung kaum Überblickswerke gibt, die wissenschaftlichen Standards entsprechen.

Daraus folgt zweitens ein hohes Maß an Deprofessionalisierung und an akademischer Externalisierung. Anders formuliert: Einschlägige, bemerkenswertere ausschließlich die Zweite Republik abdeckende Überblicksdarstellungen stammen – egal ob in wissenschaftlichen (Csoklich 1975, 1983, Fennes 2000, Gasser 2000, Stritzl 1998, Wimmer 2002) oder nicht-wissenschaftlichen Publikationen (Fidler 2004, 2008, 2009, Fidler & Merkle 1999; Muzik 1984) – zumeist aus der Feder von Journalisten. Externalisierung – hier tun sich durchaus Parallelen zur Journalismusforschung (Kaltenbrunner 2012, Kaltenbrunner & Bichler 2013, Kaltenbrunner, Karmasin, Kraus & Zimmermann 2007, 2008, Kaltenbrunner, Karmasin & Kraus 2010, Kaltenbrunner, Lugschitz, Karmasin, Luef & Kraus 2020, Weber 1995, 1999, 2000, 2006; zusammenfassend Wassermann 2014, 108f) auf – bedeutet, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der einschlägigen, wissenschaftsbasierten Forschung im semi- und außeruniversitären Bereich stattfindet. Hierbei ist vor allem (aber nicht nur) auf das Institut für Vergleichende Medien- und

Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Melischek & Seethaler 1992, 1999, 2003) sowie auf das Periodikum *Relation* (1994-2000) und die Buchreihe *relation* (seit 2004) zu verweisen.

Drittens sind für die österreichische (Zeit-)Geschichtsforschung und -schreibung (abgesehen vom Institut für Zeitgeschichte an der Universität Wien) Medien über weite Strecken eine terra incognita.

Vor diesem Hintergrund (Wassermann 2020) ist auch der vorliegende, zeitgeschichtlich positionierte zweite Band der österreichischen Medien-geschichte einzuordnen.

Wie der erste, 2016 (Karmasin & Oggolder 2016) erschienene und in der *Publizistik* wohlwollend rezensierte (Böning 2016) Band ist auch der zu besprechende

„von der Ambition geprägt [...], durch eine sozial- und kulturgeschichtliche Annäherung ,eine Mediengeschichte des Landes im Sinne einer Kultur- und Gesellschaftsgeschichte vorzulegen“.

Im Fokus stehen

„die ‚Darstellung der Interdependenzen von gesellschaftlichen und politischen Veränderungen sowie medialen Entwicklungen und Innovationen‘ [...] und ‚nicht die exakte und vollständige Rekonstruktion von Entwicklungslinien einzelner Mediengattungen‘.“ (1)

Die ersten fünf der insgesamt 14 Beiträge decken den Zeitraum 1918 bis 1955 ab und orientieren sich chronologisch an den nachvollziehbaren politisch-historischen Zäsuren 1918, 1933/34, 1938, 1945 und (siehe weiter unten) 1955.

Für Gabriele Melischek und Josef Seethaler (7-36) war die „Tageszeitung [...] das politisch-kulturelle Leitmedium der Ersten Republik“. Völlig zurecht bemängeln sie die „nach wie vor in weiten Bereichen fehlende kommunikationshistorische Grundlagenforschung“ (9), was vor allem für die Bundesländerpresse gilt. Gekennzeichnet waren die 15 republikanisch-demokratischen Jahre von einem, was sowohl die Anzahl der verlegten Titel als auch deren Auflagen betraf, Auf- und Nachholprozess der Bundesländerzeitungen bei gleichzeitig anhaltender Dominanz der Tagespresse der Bundeshauptstadt. Einen weiteren, politisch wesentlich brisanteren Unterschied zwischen Provinz- und Hauptstadtpresse

machen Melischek und Seethaler anhand der medialen Wahlempfehlungen fest. In

„Wien [muss] am Ende der Ersten Republik vor allem von einer Polarisierung der medienvermittelten Öffentlichkeit gesprochen werden, in der die antifaschistischen Zeitungen aller weltanschaulichen Spielarten mit etwas über 45 Prozent der Gesamtauflage jene, die keine Berührungspunkte gegenüber antiparlamentarischen und faschistischen Bewegungen hatten oder diese offen unterstützten, etwas überwogen. [...] In den übrigen Bundesländern radikalisierte sich die Tagespresse in noch stärkerem Ausmaß“,

sodass sich in den frühen 30ern „der Auflagenanteil der antidemokratisch gesinnten Tageszeitungen auf 80 Prozent“ (23-25) summierte.

Durch die Miteinbeziehung von Radio und Film weist der Beitrag von Karin Moser über den „Ständestaat“ (37-59) einen breiteren Medienbegriff auf. Sie beleuchtet, indem sie auf medienpolitische Maßnahmen des Regimes, wie Instrumentalisierung, Aus- und Gleichschaltung sowie Übernahmen und Neugründungen von Medien eingeht, den am faschistischen Italien und vor allem am nationalsozialistischen Deutschland orientierten (medien)politisch-institutionellen Rahmen.

„Inhaltlich zielte die ‚ständestaatliche‘ Medienpolitik darauf ab, das Regime und seine Maßnahmen zu propagieren und zu rechtfertigen. Vergeblich versuchte man, die Massen – allen voran die Arbeiter – für das System zu gewinnen bzw. diese ideologisch ‚umzuziehen‘.“ (44)

„Anschluss [konsequent ohne Ein- und Ausführungszeichen], Ausschluss und Kontrolle“ (63) dienen Christian Oggolder (61-73) als Deutungsrahmen der nationalsozialistischen Medienpolitik unter Betonung von mentalitätsgeschichtlichen Aspekten (62). Wie der Beitrag von Melischek und Seethaler zur Ersten Republik ist auch dieser wien-zentriert, wobei die ab 1933 praktizierte nationalsozialistische Medienpolitik und deren institutionelle Breite – man denke an die „Reichskulturkammer“ und an deren sieben bzw. sechs Einzelkammern (Hausjell 1993, 24, Wulf 1989) – unerwähnt bleiben. Sie zu berücksichtigen ist für die historische Kontextualisierung alles andere als irrelevant, weil im

Vergleich zur von der „Ostmark“ bzw. vor allem von Wien ausgehenden Radikalisierung der „Judenpolitik“ (Safrian 1995) war die Medienpolitik ein Angleichungs- bzw. Nachholprozess an die seit bzw. ab 1933 geübte „reichsdeutsche“ Praxis (Hausjell 1993, 13-27).

Die Beiträge von Wolfgang Mueller sowie von Marion Krammer und Margarethe Szeless decken die Dekade zwischen 1945 und 1955 ab. 1945 ist sowohl als (staats-)politische als auch als mediale Zäsur (ohne den Mythos der/einer „Stunde Null“ zu strapazieren und vor allem personelle Überhänge (Hausjell 1989) auszublenken), 1955 selbstverständlich als staatspolitischer (Gehler 2005, 21-108, Rauchensteiner 1979, Stourzh 2005) allerdings weniger als medialer Bruch zu deuten.

Völlig zu Recht bezeichnet Wolfgang Mueller (75-98) auf der Basis der „Entwicklung von Tagespresse, Rundfunk und Wochenschau“ das Nachkriegsjahrzehnt als „Phase des Wiederaufbaues, aber auch des Strukturwandels“ (75). Die „mittelfristige Dezentralisierung der österreichischen Medienlandschaft“ (77) ist wohl auf den Rundfunk zu beziehen, wobei unstreitig ist, dass die Bundesländerpresse gegenüber der Ersten Republik einen massiven bundespolitischen Relevanzgewinn zu verzeichnen hat(te). Mueller resümiert:

„Die Besatzungsmächte wirkten als Initiatoren und Unternehmer, Zensoren (insbesondere die sowjetische Besatzung), aber auch als Innovatoren (insbesondere die USA durch den Wiener Kurier, Rot-Weiß-Rot und bei der Gründung der Austria Presse Agentur). Obwohl die meisten Besatzungsmedien spätestens 1955 verschwanden, hinterließ die ‚Besatzungszeit‘ durch ihre Impulse auch über ihr Ende hinaus Spuren in der österreichischen Medienlandschaft“ (93),

wobei zusätzlich auf nachhaltige US-amerikanische Zeitungsgründungen, wie die *Salzburger und Oberösterreichischen Nachrichten* sowie – als US-amerikanische Gründung lediglich mit Abstrichen – die *Tiroler Tageszeitung* zu verweisen wäre. Krammers und Szeless' Beitrag (99-123) mischt in „Bildkultur der österreichischen Besatzungszeit“ (99) biografische und akteursspezifische Zugänge mit Ausführungen über Produktionsbedingungen, Distribution und Zirkulation der fotografischen Erzeugnisse. Beeindruckend ist mit rund 60.000, in fünf österreichischen Illus-

trierten publizierten Pressefotos die Quellenbasis des Beitrags.

Zwischen 1848 und 2017 und somit zeitlich wesentlich breiter angelegt ist der Beitrag von Werner Michael Schwarz zu Plakaten und Plakatkunst (125-149). Die Begründung, das Plakat einerseits als „Medium der Warenökonomie“ (131), andererseits als und „eigenständiges“ und „symbiotisches Medium“ in eine Mediengeschichte zu integrieren, ist mit „seine[r] Montage im öffentlichen Raum“ (129) schlüssig. Schwarz handelt unterschiedliche Themenfelder ab und arbeitet in deren Rahmen Kontinuitäten, Brüche und Innovationen heraus.

Wolfgang Pensold analysiert knapp 100 Jahre Rundfunkgeschichte (151-173) mit dem Schwerpunkt „auf ihre politisch-institutionelle Facette“ (151). Er präsentiert ein überzeugendes, unter anderem politisch-wirtschaftlich „gerahmtes“ Vier-Phasen-Modell (1924 bis 1945, 1945 bis 1967, 1967 bis Mitte der 1990er und danach). Allerdings ist der Begriff „Radiodiktatur“ (152) für die gesamte Zeitspanne 1924 bis 1945 diskussionswürdig.

Nach einer elaborierten, in die Monarchie zurückreichenden Herleitung und indem er auf den doppelten, nicht zu unterschätzenden zweifachen Strukturbruch der 1930er-Jahre (1933/34 und 1938) verweist, arbeitet Andy Kaltenbrunner in seinem Beitrag über Tageszeitungen und Periodika der Zweiten Republik (175-197) ebenfalls mit einem, allerdings (ziemlich) knapp gehaltenen, Vier-Phasen-Modell (179-183). Er kategorisiert den Markt pointiert als mit

„allerlei Prototypen, als Klischee etwa so charakterisiert: das Amtsblatt, die Parteizeitung, die Boulevardkaiser, den katholischen Pressverein, die bürgerliche Presse und einige regionale Print-Platzhirsche. Diesen seit k. u. k.-Tagen ableitbaren Kategorien nicht zurechenbar mag hier nur Der Standard gelten.“ (186)

Die Ist-Analyse des Printmarktes lässt sich, Steinmaurer paraphrasierend, mit konzentrierter und verflochtener (Steinmaurer, 2002) zusammenfassen. Gnadenlos liest sich sein Resümee der Presse(förderungs)politik:

„Falls Förderung von vielfältiger Publizistik in Österreichs Printmediensektor irgendwann seit 1945 eine ernsthafte Absicht von politischen EntscheidungsträgerInnen war, ist das systematisch misslungen.“ (194)

Kritisch hinzuweisen ist, dass Kaltenbrunner zwei bzw. drei Flüchtigkeitsfehler unterlaufen sind: Die von den Sowjets verlegte *Österreichische Zeitung* erschien nicht „bis 1957“ (178), sondern wurde 1955 eingestellt (Meliscek & Seethaler 1999, 192), und der *Wiener Kurier* (als Tageszeitung) befand sich nicht „bis 1955 in US-amerikanischem Eigentum“ (179, vgl. auch 185), sondern nur bis 1954 (Meliscek & Seethaler 1999, 202).

Der Beitrag Josef Trappels zur Medienkonzentration (199-226) schließt inhaltlich an Kaltenbrunners Schlussbemerkung zur Presse(förderungs)politik an. Er deutet „die Geschichte der österreichischen Medien“, womit der Fernseh- und Pressemarkt gemeint sind, „als Abfolge von Konzentrationswellen“ (199), die für eine (mediale) Wettbewerbssituation systemimmanent sind. Als theoretischen und interpretatorischen Rahmen dienen ihm vier analytische Kategorien (horizontale, vertikale, diagonale und konglomerate Konzentration), die zum einen auf einer allgemeinen Ebene erklärt und zum anderen auf österreichische Beispiele bezogen werden. Als medienpluralistische Hemmnisfaktoren bis 1945 führt er vor allem politische Rahmenbedingungen, wie Zensur, obrigkeitstaatliche, autoritäre und diktatorische Herrschaftsformen, an, für die Zweite Republik konstatiert er wirtschaftliche Hemmnisfaktoren, konkret insgesamt „vier Wellen“, die 1950er, 1967 bis 1972, 1987 bis 1991 und 2001, „der Medienkonzentration“, konkret ist wohl die Pressekonzentration gemeint, „in Österreich“ (211).

So informativ und – wie auch einige andere Beiträge in der vorliegenden Publikation – innovativ seine Ausführungen zu lesen sind, so ist auf einige lässliche Fehler bzw. doch gravierende Auslassungen zu verweisen. Es waren nicht die Eigentümer Dichand und Falk, die 1987 „knapp“ (es war genau) „die Hälfte der Anteile der *Kronen Zeitung* an die deutsche WAZ-Gruppe“ (214) verkauften. Die ersten legalen Privatradios gingen 1995 und nicht 1993 (215) on air. Für den Geschmack des Rezensenten fallen Trappels Ausführungen zur Presseförderung – nicht nur, aber auch angesichts von deren dramatischer Kürzung zwischen 2004 (ca. 13,4 Mio. Euro, vgl. KommAustria 2004) und 2019 (rund. 8,8 Mio. Euro, vgl. KommAustria 2019) – zu knapp und zu oberflächlich aus, denn diese wurde (auch) als Korrektiv zur sich anbahnenden Pressekonzentration implementiert (Muzik 1984,

260-272). Zudem bleiben die 1973 eingeführte Publizistikförderung, die 1984 implementierte „Besondere Presseförderung“ sowie der „Nicht-kommerzielle Rundfunkfonds“ und der „Rundfunkfonds“ (beide wurden 2009 eingerichtet) unberücksichtigt. Ebenso keine Erwähnung finden die mittels „Medientransparenzgesetz“ teilweise (Schörg 2016, 63f) nachvollziehbaren und nicht unbeträchtlichen Summen der (halb-) öffentlichen Hand als „Sonderform der Presseförderung“ (Fidler 2008, 470)

Larissa Krainer (227-258) definiert Frauenzeitschriften „als Orientierungsangebote für Frauen“ (227). In diesem interpretatorischen Rahmen spannt sie a) einen historisch bis 1918 zurückreichenden und b) einen thematisch weiten Bogen von politisch-konfessionell orientierten zu Frauenzeitschriften mit feministischen und autonomen Ansätzen. Die historisch kontextualisierten Analysen werden „in Hinblick auf die gebotenen Frauenleitbilder“ (228) analysiert. Entlang der Zeitachse unterscheidet sie zwei Phasen (1918 bis 1945, 231-240, und seit 1945, 240-248). Zu den gebotenen „Frauenleitbildern“ der Ersten Republik merkt sie pointiert an, dass es „deutlich“ wird,

„dass es keine durchgängige Konsistenz [...] im Sinne von rechts und links gab, sondern sich eher Tendenzen zeigen, die aber auch von Widersprüchen geprägt sind.“ (253)

Dieser äußerst gelungene Beitrag weist darüber hinaus (auch als Parallele zu den von Kaltenbrunner für den Geschmack des Rezensenten zu knapp behandelten Parteizeitungen) auf die schwindende Prägkraft und die Erosion von politisch-konfessionell-weltanschaulichen Milieus seit den 1970er-Jahren hin (Plasser & Ulram 2004, Pelinka 2005), was nicht zuletzt in die Gegenwart reichende, massive Auswirkungen auf a) die Medienlandschaft und b) die Boulevardorientierung österreichischer „Kommunikationselemente“ (Plasser & Pallaver 2017, 330) hat(te).

Von einem „latenten Bürgerkrieg“ spricht die österreichische Geschichtswissenschaft für die Phase zwischen 1929 und 1933 (Botz 1983, 310-312) und nicht, wie Krainer schreibt, „ab 1934“ (231). Wenn man 1934 und Bürgerkrieg verknüpft, dann als Jahr des „doppelten Bürgerkriegs“ (Pelinka 1987). Ebenso problematisch ist ihre Verwendung des Begriffs „Zensur“ in Bezug auf den Nationalsozialismus (231). Im Gegensatz zur vom „Ständestaat“ tatsächlich (vgl. u.a.

Duchkowitsch 2014, Neumayr 2009), wenn auch verschämt praktizierten Zensur (Jagschitz 1983, 53) konnte das NS-Regime durch Maßnahmen wie den kontrollierten und gesteuerten Berufszugang (Hausjell 1993), das kommunikationsteuernde „Reichsministerium für Propaganda und Volksaufklärung“ und die von dort ausgehenden Vorgaben wie z. B. Presseanweisungen, Tages- und Wochenparolen (vgl. u.a. Poliakov & Wulf 1989, 431-468, Wilke 2007, 115-255) auf offen(sichtlich)e Zensurmaßnahmen im klassischen Sinn verzichten. Angebracht wäre aus Sicht des Rezensenten der Begriff „publizistische Lenkung“ (Frei 1983, 169). Im Fokus des Beitrags von Martina Thiele stehen Geschlechterrepräsentationen in den Medien (259-276). Die Basis des Beitrags ist Referenzliteratur, die zwischen internationalen und nationalen Studien changiert. Sie konstatiert eine steigende Anzahl an einschlägigen Studien seit den 1970ern (264). Gerade die nationale Referenzliteratur lässt den Rezensenten etwas ratlos zurück: Sofern diese als paradigmatisch aufzufassen ist, stellt sich, sofern sie den einschlägigen Forschungsoutput repräsentieren soll(t)en, die Frage: „Forscht da jemand?“ Darüber hinaus ist nicht nachvollziehbar, warum die Verfasserin im Fazit des Beitrags auf annähernd so viele Studien verweist wie im vorherigen Text.

„Die Geschichte des Internets in Österreich ist“ für Peter Rastl und Christian Oggolder (277-290)

„ohne Zweifel auch die Geschichte einer technischen Infrastruktur, die mittlerweile gleichsam als ‚natürliche Grundlage‘ unserer Informationsgesellschaft verstanden wird. Gleichzeitig eröffnet ein genauerer Blick auf diese Geschichte die Sicht auf ein Paradebeispiel des Zusammenspiels von technischen Innovationen, ökonomischen Interessen, organisatorischen Rahmenbedingungen und individuellem Engagement.“ (278)

Rastl und Oggolder arbeiten pointiert heraus, wie sich das Internet aus der universitär-wissenschaftlichen Vernetzung von (Groß-)Rechnern zu einem Massenmedium entwickelte, dass Österreich in den 1990ern als „Internet-Gateway“ (283) für die osteuropäischen Reformstaaten diente und sich diesbezüglich engagierte. Ein Aspekt, der zu diesem Beitrag gepasst, aber auch einen eigenen „vertragen“ hätte, bleibt mit der Mobilfunkpenetration unberücksichtigt.

Nachdem Christian Schwarzenegger (291-314) in einem ersten Schritt frühe österreichische proto-Social Media- bzw. Plattformprojekte nachzeichnet, fokussiert sein Beitrag auf Social Media einerseits als Teil einer digitalen Protestkultur und andererseits deren Integration in die politische Kommunikation. Die universitäre Protestbewegung „Unibrennt“ (2009) bezeichnet er als „einen frühen Beobachtungsfall“ (301) einer Social Media-Protestbewegung, der „illustriert, dass Social Media helfen, Protest sichtbar zu machen, zu mobilisieren und zu koordinieren, aber nicht zwingend zu seinem Erfolg führen.“ (304) Sieht man von der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) ab, so wurden Social Media erst mit zeitlicher Verzögerung in die politische Kommunikation bzw. in politische Kommunikationsstrategien in Österreich integriert. Es zeige sich, „dass die FPÖ klar am erfolgreichsten ist, wenn es gilt, Interaktionen in Social Media auszulösen, Reaktionen und Shares für eigene Inhalte zu generieren“ (307), was im Kontext der Nationalratswahlen 2017 (Hofer & Tóth 2017) und 2019 (Hofer & Tóth 2019) mittlerweile revisionsbedürftig ist. Für Friedrich Krotz (315-328) ist Mediatisierung insofern ein „Metaprozess“ (323), als ein

„kultureller oder sozialer Sachverhalt [...] ohne Berücksichtigung der Medien und ihres Beitrags dazu nicht erklärt oder verstanden werden kann.“ (318)

Dem wird man nicht widersprechen können, aber warum mit

„einem so verstandenen Mediatisierungsansatz [...] die beiden Bände [...] auch einen wesentlichen Beitrag zur Mediatisierungsforschung leisten“ (320),

gibt nicht nur ein Rätsel auf. Erstens kann man diesen Satz als nachträgliche Absolution verstehen. Zieht man allerdings beide Einleitungen als Referenz heran (Karmasin & Oggolder 2016, Karmasin & Oggolder 2019), dann findet man dort Mediatisierung kein einziges Mal vor. Sollte – zweitens – der Begriff als jeweils leitendes Konzept gedient haben, so ist nicht nachvollziehbar, warum dieser Beitrag ans Ende und nicht an den Anfang (des ersten Bandes) positioniert wurde.

Jenseits von Ironie, Polemik, Sarkasmus, Süffisanz und Zynismus: Der Hauptverdienst des

Sammelbandes (bzw. beider Bände) liegt darin, dass er überhaupt vorliegt und – alles in allem völlig zu Recht – er wird auf absehbare Zeit vermutlich nicht nur „eine“ (Karmasin & Oggolder 2019, 1), sondern *die* österreichische Mediengeschichte bleiben. Abgesehen von einigen faktischen Fehlern, Disproportionalitäten und thematischen Lücken (z.B. Journalismus(forschung), Medienethik, Medienpolitik als parteipolitische Programmatik, Medienrecht, Medienselbstkontrolle), weisen die Beiträge ausgewogene Umfänge auf. Sie sind – auch wenn sie über weite Strecken (zu einem beträchtlichen Teil auf eigene Forschungsleistungen) Kompilationen sind – tadellos gearbeitet und auf dem aktuellen Forschungsstand. Ebenso positiv hervorzuheben ist darüber hinaus der breite Ansatz, der sich nicht nur auf die „klassischen“ Medientypen, wie Print oder Rundfunk, beschränkt, sondern darüber hinausreicht (auch wenn die „Breite“ des jeweils angewandten Medienbegriffs kein einheitliches Konzept erkennbaren lässt). Darüber hinaus leistet der Band einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Professionalisierung (im Sinne von durch wissenschaftliche Publikationen einschlägig ausgewiesen) und zur Institutionalisierung (von 17 AutorInnen sind acht universitär und fünf einschlägig außeruniversitär verankert) einer fakten- und forschungsbasierten Mediengeschichtsschreibung. Nach der Phase von verdienstvollen wissenschaftlichen mediengeschichtlichen Einzelpublikationen scheinen sich um Mitherausgeber Matthias Karmasin in seinen Funktionen als Professor an der Alpen-Adria Universität Klagenfurt, Direktor des Instituts für vergleichende Medien und Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie für Wissenschaften sowie als Gesellschafter des „medienhaus wien“ jenseits der Journalismusforschung auch die medienhistorischen Forschungskapazitäten zu versammeln. An einem einheitlichen methodischen, theoretischen oder interpretatorischen Ansatz – und in diesem Kontext ist der weiter oben problematisierte Beitrag von Krotz zu lesen – scheidet der Band hingegen konsequent. Konzeptuelle Rahmungen finden sich in den jeweiligen Vorworten („mentalitätsgeschichtliche Einbettung“, Karmasin & Oggolder 2016, 1; „Mediengeschichte [...] im Sinne einer Kultur- und Gesellschaftsgeschichte“, ebda, 3; „Mediengeschichte als Gesellschaftsgeschichte“, ebda, 6; „eine sozial- und kulturgeschichtliche Annäherung“, Karmasin

& Oggolder 2019, 1) zur Genüge. Zieht man den hier rezensierten Band heran, so sind dies über weite Strecken wohlklingende Buzzwords. Exemplarisch zeigt sich dies darin, dass der zweite – im Gegensatz zum ersten (Oggolder 2016) – Band keinen historischen Abriss aufweist. Die in den jeweiligen Literaturverzeichnissen angeführte (zeithistorische) Literatur dient – Ausnahmen, wie die Beiträge von Melischeck und Seethaler, Krainer, Mueller und Pensold, bestätigen den Befund – eher der Referenzierung als der Kontextualisierung und Einbettung. Allerdings stellt sich die Frage, ob ein Sammelband für ein solches Vorhaben die geeignete Form ist und wie die notwendige Kombination aus Geschichts- (Referenzliteratur gäbe es durchaus, vgl. z. B. Jagschitz & Mulley 1985, Kadrnoska 1981, Karner 2000, Karner & Stangler 2005, Karner & Mikoletzky 2008, Kriechbaumer & Schausberger 2013, Rathkolb 2005, Rathkolb, Schmid & Heiss 1990, Sieder, Steinert & Táló 1995, Táló, Hanisch, Neugebauer & Sieder 2000, Táló & Neugebauer 2014) und KommunikationswissenschaftlerInnen personell gestaltet werden könnte.

Bibliographie

- Botz, G. (1983). *Gewalt in der Politik. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche, Unruhen in Österreich 1918 bis 1938*. 2. Aufl. München.
- Böning, H. (2016). Buchbesprechung Karmasin, Matthias und Christian Oggolder (Hg.), *Österreichische Mediengeschichte. Band 1: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500 bis 1918)*. In: *Publizistik*, 61 (3), S. 333-335.
- Csoklich, F. (1975). Massenmedien. In: Weinzierl, E. & Skalnik, K. (Hg.), *Das neue Österreich. Geschichte der Zweiten Republik*. Graz, Wien, Köln, S. 259-276.
- Csoklich, F. (1983). Presse und Rundfunk. In: Weinzierl, E. & Skalnik, K. (Hg.), *Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik*, Bd. 2. Graz, Wien, Köln, S. 715-730.
- Duchkowitsch, W. (2014). Umgang mit „Schädlingen“ und „schädlichen Auswüchsen“. Zur Auslöschung der freien Medienstruktur im „Ständestaat“. In: Táló, E., & Neugebauer, W. (Hg.), *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933-1938*. 7. Aufl. Wien, Berlin, S. 358-371.
- Fennes, A. (2000). Das Burgenland als Medienlandschaft. Die Entwicklung der gedruckten und elektronischen Medien im Burgenland seit dem

- Jahr 1945. In: Widder, R. (Hg.), *Burgenland. Vom Grenzland im Osten zum Tor in den Westen*. Wien, Köln, Weimar, S. 217-275.
- Fidler, H. (2004). *Im Vorhof der Schlacht. Österreichs alte Medienmonopole und neue Zeitungskriege*. Wien.
- Fidler, H. (2008). *Österreichs Medienwelt von A bis Z. Das komplette Lexikon mit 1000 Stichwörtern von „Abzockerfernsehen“ bis „Zeitungssterben“*. Wien.
- Fidler, H. (2009). *Österreichs manischer Medienmacher. Die Welt des Wolfgang Fellner*. Wien, Graz, Klagenfurt.
- Fidler, H. & Merkle, A. (1999). *Sendepause. Medien und Medienpolitik in Österreich*. Oberwart.
- Frei, N. (1983). Nationalsozialistische Presse und Propaganda. In: Broszat, M. & Möller, H. (Hg.), *Das Dritte Reich. Herrschaftsstruktur und Geschichte*. München, S. 152-175.
- Gasser, A. (2000). Medien. In: Mathis, F. & Weber, W. (Hg.), *Vorarlberg. Zwischen Fußsach und Flint, Alemannentum und Weltoffenheit*. Wien, Köln, Weimar, S. 246-257.
- Gehler, M. (2005). *Österreichs Außenpolitik der Zweiten Republik. Von der alliierten Besatzung bis zum Europa des 21. Jahrhunderts*, Bd. 1., Innsbruck, Wien, Bozen.
- Hausjell, F. (1989). *Journalisten gegen Demokratie oder Faschismus. Eine kollektiv-biographische Analyse der beruflichen und politischen Herkunft der österreichischen Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945-1947)*. Bd. 2. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris.
- Hausjell, F. (1993). *Journalisten für das Reich. Der „Reichsverband der deutschen Presse“ in Österreich 1938-45*. Wien.
- Hofer, T. & Tóth, B. (Hg.) (2017). *Wahl 2017. Loser, Leaks & Leadership*. Wien.
- Hofer, T. & Tóth, B. (Hg.) (2019). *Wahl 2019. Strategien, Schnitzel, Skandale*. Salzburg, München.
- Jagschitz, G. (1983). Die Presse in Österreich von 1918 bis 1945. In: Pürer, H., Lang, H. W. & Duchkowitsch, W. (Hg.), *Die österreichische Tagespresse. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Eine Dokumentation von Vorträgen des Symposiums „200 Jahre Tageszeitung in Österreich“*. Salzburg, S. 42-82.
- Jagschitz, G. & Mulley, K.-D. (Hg.) (1985). *Die „wilden“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich*. St. Pölten, Wien.
- Kadrnoska, F. (Hg.) (1981). *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938*. Mit einem Vorwort von Hertha Firnberg. Wien, München, Zürich 1981.
- Kaltenbrunner, A. (2012). Kulturjournalismus aus der Wundertüte. Eine Profession. Und wer sie ausübt. In: Lamprecht, W. (Hg.), *Weißbuch Kulturjournalismus*. Wien, S. 350-357.
- Kaltenbrunner, A. & Bichler, K. (2013). *Bildungs- und WissenschaftsjournalistInnen in Österreich. Eine Studie von Medienhaus Wien im Auftrag vom Klub der Bildungs- und Wissenschaftsjournalisten Österreichs. Wien 2013*, S. 15-62. Abgerufen unter http://www.wissenschaftsjournalisten.at/wp-content/uploads/2013/06/130625_Wiss-KlubStudiePrint.pdf, Zugriff am 15.07.2013.
- Kaltenbrunner, A., Karmasin, M., Kraus, D. & Zimmermann, A. (2007). *Der Journalisten-Report. Österreichs Medien und ihre Macher. Eine empirische Erhebung*. Wien.
- Kaltenbrunner, A., Karmasin, M., Kraus, D. & Zimmermann, A. (2008). *Der Journalisten-Report II. Österreichs Medienmacher und ihre Motive. Eine repräsentative Befragung*. Wien.
- Kaltenbrunner, A., Karmasin, M. & Kraus, D. (Hg.) (2010). *Der Journalisten-Report III. Politikjournalismus in Österreich*. Wien.
- Kaltenbrunner, A., Lugschitz, R., Karmasin, M., Luef, S. & Kraus, D. (2020). *Der österreichische Journalismus-Report. Eine empirische Erhebung und eine repräsentative Befragung*. Wien.
- Karmasin, M. & Oggolder, C. (2016). Einleitung. Von der Medialisierung der Geschichte zur Mediengeschichte. In: Karmasin, M. & Oggolder, C. (Hg.) (2016), *Österreichische Mediengeschichte. Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500 bis 1918)*. Bd. 1, Wiesbaden, S. 1-8.
- Karmasin, M. & Oggolder, C. (Hg.) (2016). *Österreichische Mediengeschichte. Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500 bis 1918)*. Bd. 1. Wiesbaden.
- Karmasin, M. & Oggolder, C. (2019). Einleitung: Von Massenmedien zu sozialen Medien. In: Karmasin, M. & Oggolder, C. (Hg.) (2019), *Österreichische Mediengeschichte. Von Massenmedien zu sozialen Medien (1918 bis heute)*. Bd. 2, Wiesbaden, S. 1-6.
- Karner, S. (2000). *Die Steiermark im 20. Jahrhundert. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft – Kultur*. Graz, Wien, Köln.
- Karner, S. & Stangler, G. (Hg.) (2005). *„Österreich ist frei“. Der Österreichische Staatsvertrag 1955. Beitragsband zur Ausstellung auf Schloss Schallaburg 2005*. Horn, Wien.
- Karner, S. & Mikoletzky, L. (Hg.) (2008). *Österrei-*

- ch. 90 Jahre Republik. Beitragsband der Ausstellung im Parlament. Innsbruck, Wien, Bozen.
- KommAustria (2004). *Ergebnisse der Presseförderung im Jahr 2004*. Abgerufen von <https://www.rtr.at/de/ppf/Uebersicht2004>, Zugriff am 03.04.2020.
- KommAustria (2019). *Ergebnisse der Presseförderung im Jahr 2019*. Abgerufen von <https://www.rtr.at/de/ppf/ErgebnissederPresseforderungimJahr2019>, Zugriff am 03.04.2020.
- Kriechbaumer, R. & Schausberger, F. (Hg.) (2013). *Die umstrittene Wende. Österreich 2000-2006*. Wien, Köln, Weimar.
- Melischek, G. & Seethaler, J. (1992) (Hg.). *Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. 1918-1938*. Bd. 3, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien.
- Melischek, G. & Seethaler, J. (Hg.) (1999). *Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. 1945-1955. Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der Zweiten Republik bis 1998*. Bd. 5, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Wien.
- Melischek, G. & Seethaler, J. (Hg.) (2003). *Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. 1938-1945. Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der NS-Zeit*. Bd. 4, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Oxford, Wien.
- Muzik, P. (1984). *Die Zeitungsmacher. Österreichs Presse. Macht, Meinungen und Milliarden*. Wien.
- Neumayr, Michael (2009). *In der Vorhölle des Journalismus. Österreichs Untergrundmedien 1933-1938*. Dipl.-Arb. Graz.
- Oggolder, C. (2016). Politik, Gesellschaft, Medien. Österreich zwischen Reformation und Erstem Weltkrieg. In: Karmasin, M. & Oggolder, C. (Hg.). *Österreichische Mediengeschichte. Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500 bis 1918)*. Bd. 1, Wiesbaden, S. 9-26.
- Pelinka, A. (1987). Der verdrängte Bürgerkrieg. In: Weinzierl E. & Pelinka, A. (Hg.), *Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit*. Wien, S. 143-153.
- Pelinka, A. (2005). *Vom Glanz und Elend der Parteien. Struktur und Funktionswandel des österreichischen Parteiensystems*. Innsbruck, Wien, Bozen.
- Plasser, F. & Pallaver, Günther (2017). Österreichische Medien und politische Kommunikation in komparativer Sicht. In: Helms, L. & Wineroth, D. M. (Hg.), *Die österreichische Demokratie im internationalen Vergleich*. Baden-Baden, 2., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, S. 315-336.
- Plasser, F. & Ulram P. A. (2004). Parteienwettbewerb in der Mediendemokratie. In: Plasser, F. (Hg.), *Politische Kommunikation in Österreich. Ein praxisnahes Handbuch*. Wien, S. 377-428.
- Rathkolb, O. (2005). *Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2005*. Wien.
- Poliakov, L. & Wulf, J. (1989). *Das Dritte Reich und seine Denker. Dokumente und Berichte*. Wiesbaden.
- Rathkolb, O., Schmid, G. & Heiss, G. (Hg.) (1990). *Österreich und Deutschlands Größe. Ein schlampiges Verhältnis*. Salzburg.
- Rauchensteiner, M. (1979). *Der Sonderfall. Die Besatzungszeit in Österreich 1945-1955*. Graz, Wien, Köln.
- Safrian, H. (1995). *Eichmann und seine Gehilfen*. Frankfurt am Main.
- Schörg, D. (2016). Das Medientransparenzgesetz: Anspruch und Wirklichkeit. In: *Medien und Recht*, 34 (2), S. 59-66.
- Sieder, R., Steinert, H., & Tólos, E. (Hg.) (1995). *Österreich 1945-1955. Gesellschaft, Politik, Kultur*. Wien.
- Steinmaurer, T. (2002). *Konzentriert und verflochten. Österreichs Mediensystem im Überblick*. Mit Beiträgen von Elfriede Scheipl und Andreas Unterböck. Innsbruck, Wien, München, Bozen.
- Stourzh, G. (2005). *Um Einheit und Freiheit. Staatsvertrag, Neutralität und das Ende der Ost-West-Besetzung Österreichs 1945-1955*. 5., durchges. Aufl, Wien, Köln, Weimar.
- Stritzl, H. (1998). Die Medien. In: Rumppler, H. (Hg.). *Kärnten. Von der deutschen Grenzmark zum österreichischen Bundesland*. Wien, Köln, Weimar, S. 315-324.
- Tólos, E., Hanisch, E., Neugebauer, W. & Sieder, R. (Hg.) (2000). *NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch*. Wien.
- Tólos, E. & Neugebauer, W. (Hg.) (2014). *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933-1938*. 7. Aufl. Wien, Berlin.
- Wassermann, H. P. (2014). Südlich oder doch nördlich der Alpen? Hallins und Mancinis Comparing media systems und das Rollenselbstverständnis österreichischer Journalisten. In: Heinz M. Fischer & Heinz P. Wassermann (Hg.), *Medien Kommunikation Innovation. Perspektiven akademischer Journalismus- und PR-Ausbildung sowie Medienforschung*. Graz, S. 99-144.
- Wassermann, H. P. (2020). Wenn die Einen ohne die Anderen offensichtlich ganz gut können oder: Mediengeschichte ohne Zeitgeschichte

- und Zeitgeschichte ohne Mediengeschichte – einige Anmerkungen zum zweiten Band der österreichischen Mediengeschichte. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 31 (1) (im Druck).
- Weber, S. (1995). *Nachrichtenkonstruktion im Boulevardmedium. Die Wirklichkeit der „Kronen-Zeitung“*. Wien.
- Weber, S. (1999). *Wie journalistische Wirklichkeiten entstehen*. Salzburg.
- Weber, S. (2000). *Was steuert Journalismus? Ein System zwischen Selbstreferenz und Fremdsteuerung*. Konstanz.
- Weber, S. (2006). *So arbeiten Österreichs Journalisten für Zeitungen und Zeitschriften*. Salzburg.
- Wilke, J. (2007). *Presseanweisungen im zwanzigsten Jahrhundert. Erster Weltkrieg – Drittes Reich – DDR*. Köln, Weimar, Wien.
- Wimmer, K. (2002). Die Medien – Das Neue hatte eine Geschichte. In: Ableitinger, A. & Binder, D. A. (Hg.), *Steiermark. Die Überwindung der Peripherie*. Wien, Köln, Weimar, S. 665-703.
- Wulf, J. (1989). *Kultur im Dritten Reich. Presse und Funk im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Frankfurt am Main, Berlin.
- Wulf, J. (1989). *Kultur im Dritten Reich. Theater und Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Frankfurt am Main, Berlin.
- Wulf, J. (1989). *Kultur im Dritten Reich. Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Frankfurt am Main, Berlin.
- Wulf, J. (1989). *Kultur im Dritten Reich. Die bildenden Künste im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Frankfurt am Main, Berlin.
- Wulf, J. (1989). *Kultur im Dritten Reich. Musik im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Frankfurt am Main, Berlin.

Heinz Wassermann

Empfehlung



Nomos



HERAUSGEGEBEN, EINGELEITET UND KOMMENTIERT
VON WOLFGANG DUCHKOWITSCH

Emil Löbl **Kultur und Presse**

Reihe *ex libris kommunikation*, Band 19
2017, 326 Seiten, Broschiert,
59 Euro
ISBN 978-3-8487-3961-5

Am Beginn des 20. Jahrhunderts war die Presse zu einem mächtigen Mitspieler in Staat und Gesellschaft geworden. Die Wissenschaft jedoch beachtete ihn damals noch kaum. Also versuchten Journalisten und Verleger dem Publikum die Bedeutung des Journalismus zu erklären. Es entstand die sogenannte ‚Praktikerliteratur‘.

Als die „wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirksamste Schrift eines Praktikers“ gilt das 1903 erschienene Buch „Kultur und Presse“ von Emil Löbl, der Redakteur in Wien war. Löbl wollte damit auch die Grundlage für die wissenschaftliche Disziplin der Zeitungskunde schaffen.

Viele Gedanken Löbels, nicht zuletzt zur Wirkung der Presse, lesen sich ganz gegenwartsnah, auch wenn sie heutzutage auf neue Medien bezogen werden.

<https://www.nomos.de/>

nomos@nomos.de

Österreichische Post AG Info.Mail Entgelt bezahlt

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ Währinger Straße 29, 1090 Wien